

Volks-Tribüne.

Sozial-Politisches Wochenblatt.

Die „Berliner Volks-Tribüne“ erscheint jeden Sonnabend früh.
Abonnementspreis für Berlin monatlich 50 Pf. pränumerando (frei in's Haus).
Einzeln Nummer 15 Pf.
Durch jede Post-Anstalt Deutschlands zu beziehen. (Preis viertelj. 1 Mk. 50 Pf.)

Redaktion und Expedition:
80. (26), Elisabeth-Ufer 55.
Ausgabe für Expediteur:
„Volksblatt“, Beuthstr. 3.

Inserate werden die 4spaltige Petitzeile oder deren Raum mit 20 Pf. berechnet.
Vereins-Anzeigen: 15 Pf. — Arbeitsmarkt: 10 Pf.
Inseraten-Nachnahme in der Expedition: Elisabeth-Ufer 55.
Die „Berl. Volks-Tribüne“ ist unter Nr. 893 der Zeitungs-Preisliste eingetragen.

N. 47.

Sonnabend, den 22. November 1890.

IV. Jahrgang.

Aus der Woche. — Zur Diskussion über unser Parteiprogramm. — Ein Appell an die „reaktionäre Masse“. — Der Strach in London. — Der Staat das sind wir. — Der Sonnabend der Premierären. — Freie Volkshäuser. —

Gedicht. — Novelle. — Aus meinem Bauernspiegel. — Glossen zu Richters „Zerlehren“. I. — Die Koch'sche Heilmethode. — Der Sozialismus im deutschen Heere.

Aus der Woche.

Diesseits und jenseits des Wassers ist großes Sammergeschrei auf der einen Seite, gellendes Jubelgeschreier auf der anderen Seite losgebrochen. Die Börse gleicht einem Bienenstock, die Coullistiers schreien, als stecke jeder an seinem eigenen Spieß, die Galopins rennen wie die Windhunde, über die Gesichter der Bankiers huscht ein Verlegenheitslächeln nach dem andern. O weh, und drei mal wehe. Der Kiese, der seine Hände über die ganze Erde streckte, das Gold nach Tonnen maß, und mit einem Federstriche Tausende himmelhoch janzzeit machte oder zu Tode betraute, er ist nicht mehr. Hundert und zwanzig Jahre ward er alt, da sank er hin. Er ermöglichte Samketa seinen Verzeihungskampf, borgte Rußland, war der Wahlbankier der englischen Konservativen und hatte ganz Südamerika in der Tasche. Und jetzt? Schlägt an die Brust, ihr Börsenspieler, Figer, Ripper und Wipper, euer Oberster ist dahin, das Haus Baring Brothers in London ist pleite. Rothschild hat Glück seit einigen Jahren. Es stand Bontoux wider ihn auf und gründete die „Union generale“. Und es regnete Geschäfte in Oesterreich, Serbien und der Türkei. Rothschild wartete. Da fiel es Bontoux bei, eine Dummheit zu machen. Sein Gegner griff zu und drehte ihm den Kragen um. Es war in Frankreich eine Bank und die hieß „Comptoir Escompte“. Sie borgte Rußland und anderen Herrschaften und hatte beinahe den ganzen ostasiatischen Handel monopolisiert. Weil Rothschild ihre Konkurrenz nicht einfach niederschlagen konnte, machte er in Gemeinschaft mit ihr ein Geschäft. Der Kupfering wurde geschmiedet und als er auf einmal zersprang, war das „Comptoir Escompte“ gewesen und Rothschild streckte Millionen vor, damit den Aktionären wenigstens einige Haare blieben. Nobel muß der Mensch sein! Nun waren noch die Barings übrig, sie allein vermochten noch Rothschild Konkurrenz zu machen. Jetzt sind auch sie hinabgestiegen in die Unterwelt und frei und ungehindert gebietet Leviathan über die Lande. Die segensreiche Kapitalakkumulation wird der Welt an einem Beispiel gezeigt, wie es sich kein Volkswirth form- und sachgemäßer vorstellen kann.

Das Sozialistengesetz ist in Deutschland mit dem 1. Oktober gefallen. Wenn anders aber das Berliner Tageblatt in seiner Gescheidtheit das Gras wachsen hört, so scheint der Geist Krüger's nun in die Engländer gefahren zu sein. Das genannte Blatt erzählt die Thatsache, daß Kurt Toppfen, der frühere Vertreter der deutschen Witugefellschaft, weil er angeblich die Ermordung Kämpels und seiner Leute nicht gehindert habe, von den Engländern in Haft genommen worden sei. Am Schluffe der Verdachtsgründe folgt die Bemerkung, daß Kurt Toppfen in Deutschland wührender Sozialdemokrat gewesen. Das muß durchschlagen.

Die Wittve des schottischen Naturforschers Jameson, der in Afrika ein Mädchen abschlachten ließ und nach früheren Nachrichten dafür 12 baumwollene Taschentücher gegeben, hat eine Berichtigung dahin ergehen lassen, daß es nur 6 Taschentücher gewesen seien. Kann stimmen! Frage: Wenn eine „Wilde“ 6 Taschentücher werth ist, was notiren dann die Jameson und Konsorten und was ist eine Kultur werth, die solche Schensale als „Blüthen“ treibt?

Jonathan, Jonathan, freue dich! Bald wirst du das Bürgerthum als Subelliederfänger bewundern

können. Dem preussischen Landtag ist ein ganzes Bündel Vorlagen zugegangen, die sich alle mehr oder weniger mit der wirtschaftlichen Entlastung des mittleren Bürgerthums und des Großgrundbesitzes beschäftigen. Die Klassensteuer und die qualifizierte Einkommensteuer sollen zu einer einheitlichen Steuer vereinigt werden, die Deklarationspflicht eingeführt, die Gewerbesteuer bei kleineren Betrieben herabgemindert, die Landgemeindevorfassung und das Volksschulgesetz geändert werden. Auch den Arbeitern ist etwas Süßes zugebacht. Es wird eine Vermehrung der Aufsichtsbeamten und eine Neuordnung der Gewerbe-Inspektion vorgenommen. Die Durchführung dieser Maßregel soll gleich mehrere Jahre in Anspruch nehmen. Ja, nur immer gründlich meine Herren! Dem arbeitenden Volke wird auch gleich noch eine zweite Freude bereitet werden. Eine Forderung von 22 Millionen Mark für einen Dombau in Berlin wird dem Landtag zugehen.

Früher meinte man, dem gemeinen Mann sei Bildung nothwendig. Jetzt scheint man es zur Abwechslung wieder einmal mit Schule und Kirche versuchen zu wollen. Auch die Schule soll an der Bekämpfung der Sozialdemokratie teilnehmen, indem sie die künftigen Staatsbürger befähigt, die sozialistischen Zerlehren als solche zu erkennen. Da wird eine schöne Kost herauskommen. Wenn man die Koryphäen der bürgerlichen Parteien, siehe den „Todter“ Eugen Richter, in sozialistischen Dingen von einer solchen bejammernswürdigen Unbeholfenheit und Unbildung sind, wie soll da ein einfacher Volksschullehrer die Kleinen lehren? Der wird sich hüten, geschweide zu sein, wie seine Vorgesezten. Nun, wir fürchten den Schullehrer der neuen Aera ebensovwenig, wie wir den Polizist der alten fürchtet haben.

Deutschland ist wieder einmal im Munde der ganzen Welt. Es hat zwar kein fremdes Volk zu Boden geschlagen, keine Milliarden gewonnen, auch keine seiner Landesöhne ausgewiesen: Prof. Robert Koch hat ein Mittel gegen die eigentliche Arbeiterkrankheit, die Tuberkulose, gefunden. Das ist zwar keine Großthat nach „ritterlichen“ Begriffen, aber die Nachwelt wird mit ihr rechnen, mehr als mit drei gewonnenen Kriegen und 30 Schlachten. Es ist eigenthümlich, daß auch diese epochemachende Entdeckung nicht von einem gelehrten „Junstbruder“, sondern von einem Mann aus dem Volke, einem self-made-Mann in des Wortes bester Bedeutung, gemacht wurde.

Herr Lucius, der Landwirtschaftsminister, ist gegangen. Möge seinem Nachfolger nicht der Kalauer zu Ehren kommen: O weh, der Römer (Lucius) ist gegangen, aber der Heyde(n) ist geblieben. Der Wunsch des Volkes ist kurz:

Wir wünschen, daß bis zum nahen Christ
Abgeschafft der Bratzoll ist.
Auch sollen wieder herein
Lachsen und Schwein'.

Zur Diskussion über unser Parteiprogramm.

Die Debatte über das Gothaer Programm unserer Partei ist eröffnet. Allgemein hat sich die Ansicht verbreitet — und erst lezhin auf dem Hallenser Kongress wurde sie wieder mit der größten Deutlichkeit ausgesprochen. — daß wir unsere Prinzipien sowohl als unsere im Rahmen der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung erfüllbaren Forderungen genauer und besser formuliren können, als es durch jenes Programm vom Jahre 75 geschehen ist.

Das Gothaer Programm zerfällt in zwei Haupttheile, einen allgemeinen, mehr theoretischen, in welchem die sozialen Grundanschauungen und das Endziel unserer Partei skizzirt wird, und in einen vorwiegend praktischen, der die politisch-sozialen Einrichtungen aufzählt, die wir

auf dem Wege zu unserem Endziel schon im heutigen Staate und der heutigen Gesellschaft durchsetzen wollen. Im Folgenden sollen die Hauptbedenken, welche der erste, der theoretische Theil, bei dem Verfasser hervorruft, kurz angedeutet werden. Die betreffenden Sätze in dem alten Programm lauten:

„Die Arbeit ist die Quelle alles Reichthums und aller Kultur, und da allgemein nutzbringende Arbeit nur durch die Gesellschaft möglich ist, so gehört der Gesellschaft, das heißt allen ihren Gliedern, das gesammte Arbeitsprodukt, bei allgemeiner Arbeitspflicht, nach gleichem Recht, Jedem nach seinen vernunftgemäßen Bedürfnissen.“

„In der heutigen Gesellschaft sind die Arbeitsmittel Monopol der Kapitalistenklasse; die hierdurch bedingte Abhängigkeit der Arbeiterklasse ist die Ursache des Elends und der Knechtschaft in allen Formen.“

„Die Befreiung der Arbeit erfordert die Verwandelung der Arbeitsmittel in Gemeingut der Gesellschaft und die genossenschaftliche Regelung der Gesamtarbeit mit gemeinnütziger Verwendung und gerechter Vertheilung des Arbeitsertrages.“

„Die Befreiung der Arbeit muß das Werk der Arbeiterklasse selbst sein, der gegenüber alle anderen Klassen nur eine reaktionäre Masse sind.“

Von diesen Grundsätzen ausgehend, erstrebt die sozialistische Arbeiterpartei Deutschlands mit allen gesetzlichen Mitteln den freien Staat und die sozialistische Gesellschaft, die Zerschlagung des ehernen Lohngesetzes durch Abschaffung des Systems der Lohnarbeit, die Aufhebung der Ausbeutung in jeder Gestalt, die Beseitigung aller sozialen und politischen Ungleichheit.“

Wer, von diesen Sätzen ausgehend, sich ein Bild unserer Agitation und unserer Presse machen wollte, würde durchaus fehlgehen. Gewisse Grundgedanken, welche überall in unserer Partei durchschlagen, welche im höchsten Maße charakteristisch und bestimmend für unser ganzes Verhalten sind, werden von dem Programm auch nicht einmal mit einem Worte gestreift. Ich denke hier an die materialistische Geschichtsauffassung und ihre Anwendung auf die gegenwärtige Gesellschaftsperiode. Es müßte — so scheint mir — kurz ausgesprochen werden, daß wir die kapitalistische Gesellschaft selbst als die Erzeugerin der sozialistischen Arbeiterpartei betrachten; daß die Entwicklung dieser Gesellschaft durch die Expropriation des Kleinbürgerthums, durch die Geschäftskrisen und die unvermeidliche und immer zunehmende Arbeitslosigkeit gewaltiger Proletariatsmassen das Bewußtsein von dem Widersinn der bestehenden Ordnung unablässig Tag für Tag in weitere Kreise trägt; daß sie, welche den Widerspruch der Ausgebeuteten stetig schärft, auch die Aussichten auf den Sieg dieser sich gegen das Kapital zusammenballenden Armeen je länger desto deutlicher hervorrettet läßt. Denn diese Entwicklung selbst ist es, welche den Kreis der großen Kapitalisten stetig verengert und sie tiefer und tiefer von der übrigen Bevölkerung sondert, während andererseits die Anhäufung des Kapitals in wenigen Händen, die durch Aktiengesellschaften und Trusts sich vollziehende Konzentration der Industrie einer übersichtlichen, einheitlich geleiteten und wahrhaft gesellschaftlichen Organisirung der Produktion, wie die Sozialisten sie erstreben, sichtlich vorarbeitet. Im unmittelbaren Anschluß hieran wäre zu bemerken, wie wenig die jetzige Eigentumsform mit ihren dauernden Abzugsrücklagen die Fortschritte der Technik auszunutzen im Stande ist, während die sozialistische Organisation eine ungeahnte Erhöhung der Produktivität in sichere Aussicht stellt. Als Relief dieser Bemerkung dient der historische Hinweis, daß noch jedesmal in der bisherigen Geschichte veraltete Eigentumsformen, welche den Fortschritten der Produktion hemmend im Wege stehen, vernichtet und durch neue, der technischen Fortentwicklung angepaßte Formen ersetzt wurden.

Diese Gedanken, welche das 1847 erschienene kommunistische Manifest bereits in klassischer Weise ausspricht, sind heutzutage bei den sozialistischen Kerntruppen durch-

weg anerkannt und bilden das allgemeine Gedankenmaterial, in dem und mit dem sie arbeiten. Die agitatorische Kraft desselben ist gewaltig, und es liegt nicht der mindeste Grund vor, diese Ideen, auf welchen unser Siegesglaube doch schließlich sich aufbaut, in unserem offiziellen Programme zu übergehen.

Das Gothaer Programm thut aber noch mehr. Es weist nicht allein nirgends auf unser der materialistischen Geschichtsauffassung entlehntes Nützzeug hin, es stellt sogar einen Satz an seine Spitze, welcher dem modernen sozialistischen Bewußtsein entschieden widerspricht:

„Die Arbeit ist die Quelle alles Reichthums und aller Kultur, und da allgemein nutzbringende Arbeit nur durch die Gesellschaft möglich ist, so gehört der Gesellschaft, das heißt allen ihren Gliedern, das gesammte Arbeitsprodukt, bei allgemeiner Arbeitspflicht, nach gleichem Recht, Jedem nach seinen vernunftgemäßen Bedürfnissen.“

Was heißt das? Man folgert die Berechtigung und Nothwendigkeit des Sozialismus aus einem ohne Beweis aufgestellten allgemeinen Moralsatz. Warum muß das ganze Arbeitsprodukt der Gesellschaft gehören? Weil alles, was einer hervorbringt, ihm von Rechtswegen gehört und weil, was die Gesamtheit Aller hervorbringt — nämlich das gesammte Arbeitsprodukt — in Folge dessen der Gesellschaft von Rechtswegen gehört. Eine zweifelhafte Logik das, ein Gedankengang, der sich auf Dogmen stützt und von allen Seiten angegriffen werden kann! Wahrlich, wenn wir uns vor dem Richterstuhl der Geschichte auf keinen andern Schein berufen könnten, so würde unsere Sache bald von ihrer Tagesordnung abgesetzt sein.

Daß wir — eintretend für das Interesse der unendlich großen unterdrückten Majorität — an das Gerechtigkeitsgefühl aller billig Denkenden appelliren können, das wissen wir und wir machen Gebrauch davon. Aber wir sind uns wohl bewußt, daß nicht die Gerechtigkeit, sondern eben das Interesse das Triebrad in der historischen Bewegung ist, daß, mit anderen Worten, das von uns vertretene Proletariat siegen wird, nicht darum, weil seine Forderungen gerecht, sondern weil sie — in der ökonomischen Entwicklung selbst wurzelnd — mächtig, unwiderstehlich sich hervordrängen werden. Wollen wir unser Parteiziel wirkungsvoll begründen, so müssen wir auf den oben skizzirten Gedankenkreis der materialistischen Geschichtsauffassung zurückgreifen. Ein Hinweis auf das Menschheitslösende, Gute und Gerechte unserer Sache, schlehe sich an, aber nicht in dieser dogmatisch-deduzirenden, unverständlichen, Pseudohistorischen Form: „da allgemein nutzbringende Arbeit nur durch die Gesellschaft möglich ist, so gehört der Gesellschaft, d. h. allen ihren Gliedern, das gesammte Arbeitsprodukt“ u. s. w.

Nach dem Gesagten wäre also — so scheint es mir — etwa folgender Gedankengang in dem allgemeinen Programmtheil zu entwickeln: Die sozialdemokratische Partei vertritt als solche in politischer wie sozialer Beziehung durchweg das Interesse des — städtischen wie ländlichen — Proletariats. Sie ist aber der unerschütterlichen Ueberzeugung, daß die endgültige Emanzipation der Arbeiterklasse die Beseitigung der ganzen auf Privateigenthum und freier Konkurrenz beruhenden bürgerlichen Gesellschaftsordnung zur Voraussetzung hat, einer Gesellschaftsordnung, deren eiserne Geseze den Arbeiter unabänderlich der kapitalistischen Ausbeutung anheim geben. Erst die sozialistische Besitzergreifung und Verwaltung der Produktionsmittel kann diesen Zustand von Grund aus ändern. Wir halten dieses unser Ziel für erreichbar und sehen in den weiter oben dargelegten Erscheinungen den Beweis dafür, daß Tag für Tag die ökonomischen Vorbedingungen unseres Planes sich kräftiger gestalten. Hieran hätte sich eine kurze Bemerkung zu fügen, über das, was wir bereits heute über das Wesen des künftigen Zustandes mit Bestimmtheit meinen aussagen zu können. Den Schluß würden, wie jetzt, die in der heutigen Gesellschaft von uns eritrebten Forderungen bilden.

Ein Appell an die „reaktionäre Masse“.

88. Die große, von allen Bourgeoisparteien spannungsvoll erwartete „Programmrede“, welche der neue Reichskanzler anlässlich der Eröffnung des preussischen Landtages hielt, brachte in ihrem ersten Theile eine allgemeine Enttäuschung. Die „freisinnigen“ Ministerkandidaten fanden zu wenig „neue Aera“, die „königsozialistischen“ Feudalherren zu viele „Reformen“. Und wer weiß, welche furchtbare „Konflikte“ nicht schon der erste Sitzungstag heraufbeschworen haben würde, hätte nicht der zweite Theil der ministeriellen Auslassung durch seinen Hinweis auf das schredliche „rothe Gespenst“ und seinen Mahnruf an die blasse Furcht der „reaktionären Masse“ den Anfangs verdunkelten Landboten aufs Unzweifelhaftigste dargethan, daß der Kurs unwiderruflich der alte bleibt.

Folgte der beruhigenden Versicherung, daß das Sozialistengesetz zwar todt, aber seine Auserstehung gar nicht ausgeschlossen sei, ein frenetischer Beifallsturm, so wollte der Jubel und das Händelatschen schier kein Ende nehmen, als Herr von Caprivi seine Ausführungen in den ungefähren Schlußsatz zusammenfaßte: „Kapitalisten Deutschlands vereinigt Euch!“

Das war nun freilich nichts Neues, aber es zündete und beweist, daß Herr Miquel nicht nur Finanzminister, sondern der wirklich „gekommene Mann“ geworden ist. Daß die Sozialdemokraten neherher als „Umstürzler“, „Reichs- und Vaterlandsfeinde“ gebrandmarkt und als

„staatsbedrohende Elemente“ an den Pranger gestellt wurden, kann uns gleichgültig sein, das ist in Mode und beweist auch nur, wie wenig unsere Gegner mit dem Wesen und Ziel unserer Bewegung vertraut sind. Und daß die Vernichtung der Sozialdemokratie durch Steuer-, Schul- und Landgemeindenreformen unausbleiblich ist, davon sind wir so fest überzeugt, wie von der Lösung der „sozialen Frage“ durch Volksküchen und ähnliche soziale Wasserläppchen.

Einen Werth hatte die Rede dennoch unzweifelhaft, sie hat die politische Parteilage einmal unzweifelhaft geklärt.

Schon damals, als unser einstiger „Genosse“, der jetzige preussische Finanzminister, Herr von Miquel, noch das sorglose Leben eines „kommenden Mannes“ träumte, wurde ihm eines schönen Tages der Ausspruch in den Mund gelegt, daß die gegenwärtigen Parteigruppierungen vollständig veraltet seien. Am andern Morgen bereits war der tiefe Drakelspruch zur allgemeinen Zufriedenheit gelöst. Jede der bestehenden politischen Parteien bewies einfach haarscharf in einem begeisterten Leitartikel, daß ihr und nie und nimmer einer anderen die Zukunft allein gehöre. Doch halt! — Eine Partei hielt sich reservirt, für sie war das dunkle Räthsel eben keine orakelhafte Auslassung, sondern nur eine einfache Wiederholung dessen, was sie schon tausendmal behauptet hatte. „Herr von Miquel hat seinen „Marx“ einst gründlich studirt.“ das war Alles.

Und in der That, wie hätte die Sozialdemokratie, welche den Lebensmechanismus der kapitalistischen Wirtschaft so gründlich zergliedert und bloßgelegt hat, nur jemals einen Augenblick über die gegenwärtige und zukünftige Konstellation der politischen Parteien in Zweifel sein können. Im Zeitalter der kapitalistischen Produktionsform, deren letzter und höchster Endzweck die Mehrwerthserzeugung mit Hilfe gekaufter fremder Arbeitskraft ist, beruht das herrschende Wirtschaftssystem auf einem unüberbrückbaren Gegensatz der beiden Produktionsfaktoren Kapital und Arbeit, der wieder in dem Klaffen zwischen den Trägern dieser Faktoren, dem Besitzer der Produktionsmittel und dem der Arbeitskraft, also dem Kapitalisten und Arbeiter, zum Ausdruck kommen muß. Und unabänderlich müssen sich alle geistigen, daher auch die politischen Ideen und Anschauungen um diese ökonomischen Gegensätze gruppiren, denn wirtschaftliches Klasseninteresse und politischer Klasseninstinkt sind untrennbar.

So lange veraltete Wirtschaftssysteme oder eine noch unvollkommene Betriebstechnik das Uebergewicht und die Verallgemeinerung der rein kapitalistischen Produktionsweise das Gleichgewicht halten, ist eine radikale und endgültige Sichtung der politischen Parteispartungen noch nicht zur Reife gelangt. Auf den überlebten oder noch schwachen ökonomischen Grundlagen können noch eine Zeit lang veraltete und unreife, materielle wie geistige Sonderinteressen die politischen Parteien des Klassenstaates duzendfältig zersplittern. Erst die dominirende und unumschränkte Machtfülle des zentralisirten Kapitals macht dem ein Ende. Mit der Revolutionirung der alten, der Auffassung der kleinen Kapitale fallen die Existenzbedingungen feudalaristischer, zünftlerischer, religiöser und nationaler Sonderbestrebungen. Das riesenhafte Wachstum der Großkapitale, welches gleichzeitig die Tendenz verfolgt, dem Faktor Produktionsmittel ein ganz unverhältnismäßiges Uebergewicht über den Faktor Arbeitskraft zu verleihen, stellt die Stellung der Gesellschaftsklassen in nicht mißzuverstehender Weise auf.

Auf der einen Seite eine sich ununterbrochen vergrößernde Minderheit von Monopolisten aller Produktionsmittel und Reichthümer, auf der anderen eine fortgesetzt anschwellende, unübersehbare Armee hungernder Proletarier deren einziger Besitz, die Waare Arbeitskraft, fast dauernd unter ihrem Preis bezahlt wird ja zum Theil gar keinen Käufer findet. Auf der einen Seite ein tolles überreiztes Raffinement aller Kulturgenüsse, ein Ueberfluß von ungeahnter Größe, auf der anderen die absolute Hoffnungslosigkeit der Armut und des Elends. Volle Speicher und Hungertod, das ist die Signatur unserer Zeit! —

Und diese Gegensätze sollen im politischen Parteilieben nicht endlich voll und ganz zum Ausdruck kommen? Den Klassenbewußten, fest zusammenhaltenden Mehrwerthaneignern sollte sich das zielbewußte, vom Hunger eisenfest zusammengeschweißte Heer der Arbeitsmänner nicht endlich gegenüberstellen?

Ja gerade in Deutschland, wo das zentralisirte Kapital von Stunde zu Stunde sein Herrschaftsgebiet erweitert, der Hungertyphus an den großen Latifundien Oberschlesiens und der Weberdrittel chronisch geworden ist, der Kleinmeister und Kleinbauer mit Riesenschritten dem Ruin entgegenstürmen, sollte sich das Proletariat länger für die Interessen der „Krautjunker“ und „Schlotbarone“ begeistern und hinter der schwarzen Fahne des Zentrums oder der ausgewachsenen des Freisinn herlaufen? —

Nein — und abermals wiu! — Herr von Miquel hat Recht, diese Parteien haben ich überlebt, die Scheidung der Schafe und Böcke hat das herrschende Wirtschaftssystem vollzogen. Kapitalist leidet Kapitalist, er mag als junkerlicher Agrarier auf den Rittergütern des Ostens oder als „liberaler“ Manchemann in den Riesenetablissemments der Industriezentren „sparen“, und Proletarier bleibt Proletarier, er mag in Ostpreußen zu wenig Fleisch oder in Fabrikmagazinen zu viel Staub schluden. Es giebt keine Brück, die über den gähnenden Abgrund zwischen Besitzenden und Besitzlosen fährt, es giebt keine Staatsgewalt, die diesen schroffen Gegensatz

versöhnen könnte, ohne den stolzen kapitalistischen Bau für immer zu gefährden, es giebt keine Hoffnung in der Aera des Kapitals. Nicht Menschen und Regierungen kämpfen gegeneinander, sondern zwei Weltanschauungen, die sich gegenüberstehen wie Nacht und Tag.

Hier: „Kapitalisten aller Länder vereinigt Euch“.

Hier: „Proletarier aller Länder schließt Eure Reihen“, das sei die Lösung von heute.

Der Krach in London.*

n. Das kapitalistische Wirtschaftsgetriebe gleicht einem einzigen, ungeheuren Schlachtfeld. Die Großen und Starken zerschmettern die Kleinen und Schwachen, um sich dann selbst zu zerfleischen. Alle Kräfte sind in Gewitterspannung und unaufhörlich zuckt das drohende Wetterleuchten der Krisen und Katastrophen über dem Chaos des Kampfes. Zuweilen auch schlägt ein Blitzstrahl in das wilde Gewühl, einige Sekunden das laute Toben der Schlacht überbrüllend und selbst die Bewegten mit Schreden durchzitternd. Doch nur einige Augenblicke — die Schlacht rast weiter.

Ein solcher Blitzschlag, und zwar einer der furchtbarsten und wirkungsvollsten seit Bestehen der kapitalistischen Kultur überhaupt, hat Ende voriger Woche in London gezündet und heillose Verwirrung selbst in die Reihen der stärksten Kapitalriesen getragen.

Drohende Sturmwolken am amerikanischen Börsenhimmel hatten das Unwetter einige Tage vorher angekündigt. Dort ließ der reichste New-Yorker Eisenbahnsönig Jay Gould, als Häuptling einer Vereinigung von nordamerikanischen Börsenmagnaten, seit Wochen schon sein schweres Geschütz gegen ein Konsortium von Eisenbahnspekulanten, die sogenannte Villardgruppe, spielen, welches seine Papiere mit Hilfe überspannter Hoffnungen, die alle Freistreiber der Börsenwelt auf das Zustandekommen der amerikanischen Silberbill setzten, in schwindelhafte Höhe getrieben hatte. Die Bill brachte eine Enttäuschung, die Aktien der Villardianer erlitten einen Preissturz, der eine haltlose Panik auf den Börsen Amerikas und des Kontinents hervorrief. Gould triumphierte, Millionen waren gewonnen und verloren, ein halbes Duzend Börsenjobber war dem Wahnsinn nahe, ja einen von ihnen trug man in New-York mit zersprungener Ader vom Plage, ein Viertelhundert großer und kleiner Bankhäuser wankten tödtlich verwundet.

Aber die Kanonen und Bordwaffen des Kapitals tragen ihre Geschosse tausendmal weiter, als die besten Stahlgeschütze die ihrigen. In London standen die Hilstruppen der Villard'schen Spekulantenpartei. Dorthin richteten Gould und Genossen jetzt ihr mörderisches Feuer. Und auch hier mit einem Erfolge von so beispielloser Wirkung, daß selbst den muthigsten Börsenhelden das Blut zu Eis erstarrete, daß sie noch heut wie vom Nervenschlage gelähmt stehen.

Wie? — Was? — Unmöglich! — Unglaublich! — Baring Brothers, die älteste und angesehenste Bankfirma Englands, Baring Brothers, deren Reichthum den Familiengliedern Pairs- und Lordstitel eingetragen hatte, Baring Brothers, deren Vermögen man auf 500 Millionen Mark, zeitweise auf eine Milliarde schätzte, Baring Brothers, die stolzesten Nebenbuhler Rothschilds, stehen vor dem Bankerott? — Unglaublich! — unmöglich! —

Und wie? Was? — Die „Bank von England“, die größte der Welt, deren Reichthümer und Schätze alle Märchen aus „Tausend und eine Nacht“ in Schatten stellen, jene „Bank von England“, die als die Grundmauer des ganzen kapitalistischen Riesenbaues gilt, diese „Bank von England“ muß bei jener Frankreichs um einen Vorschuß bitten, ja muß — unglaublich! — selbst den russischen Finanzminister um 60 Millionen Mark „anpumpen“?

Der Zusammenbruch des ganzen kapitalistischen Bauwerks hätte kaum betäubender auf die Bourgeoisie der Kulturwelt wirken können, als diese Thatsachen. Die im Solde des Kapitals stehende „Presse“ log und verdrehte, beruhigte und vertuschte bis zum letzten Augenblick, aber es half nichts, das Fallissement von Baring Brothers und der „Krach“ waren unausbleiblich.

Wie war das möglich geworden? — Baring Brothers, eine der größten und solidesten Bankfirmen der Welt, deren Ansehen und Machtstellung für unvergänglich galten, hatten seit Jahren ein fabelhaftes Vermögen in Argentinische und Uruguaysche Spekulationspapiere und nordamerikanische Eisenbahnwerthe gesteckt. Alle Anleihen Südamerikas schienen sie monopolisirt zu haben. Da erschütterte die jüngste Revolution in Argentinien das Vertrauen des Kapitals in die Zukunft dieser Republik, die Papiere derselben gingen unter dem enormen Druck der Goldvaluta tief herunter. Gleichzeitig soll die russische Regierung, welche von den Baring'schen Engagements Kenntniß erhalten hatte, ihr Depot von 100 Mill. Mark zurückgezogen haben; auch andere Gläubiger sollen durch die umherwirrenden Gerüchte beunruhigt dasselbe gethan haben. Wie dem auch sei, es bedurfte nur des bereits erwähnten Preissturzes der Villard'schen Eisenbahnaktien, um die Schwierigkeiten des mächtigen Handelshauses akut zu machen. Baring Brothers konnten Ende voriger Woche ihre Verbindlichkeiten nicht mehr erfüllen und wandten sich hilfesuchend an die „Bank von England“, welche wieder erst mit Hilfe französischer und russischer Vorschüsse die „Kollegin“ einige Tage über Wasser halten

* Bei der großen Bedeutung dieses schon in der Bodenschau gewürdigten Ereignisses, bringen wir hier noch eine eingehende Darstellung desselben, welche unsere Leser sicher interessieren wird.

konnte. Später trat unter dem Vorsitz Rothschilds eine Versammlung der ersten englischen Bankhäuser zusammen, welche unter der Bedingung, daß Baring liquidire, einen Garantiefond von 300 Millionen Mark aufbrachten und die Einlösung der heute auf 430 Millionen geschätzten Verbindlichkeiten übernahmen. Rothschild und Konsorten belehnten die jetzt sehr billigen „Argentinier“, Baring Brothers aber streckten die Waffen. Ein Waffenstreichen war es in der That, ein Waffenstreichen vor dem Sieger Rothschild, der bereits heute als derjenige genannt wird, welcher in Zukunft die Finanzen Argentiniens mit seinem „Schuge“ beglücken wird. Dies letztere erklärt alles, die Hilfsbereitschaft der Bank von Frankreich und jene Rußlands, vor allem auch die Wirksamkeit des Jay Gouldschen Schnellfeuers. Rothschild, der Bundesgenosse Jay Gould's, theilt die Beute; der erbitterte Kampf, den er seit Jahren gegen den ihm ebenbürtigen Rivalen Baring führte, ist zu Ende, vorläufig heißt es: Halt auf der ganzen Linie.

Die „Hohe Finanz“ beider Welten, das zentralisirte Großkapital, dem zuletzt doch alle Siegeserfolge in den Schoß fallen, stimmt ein Freundengeheul an. Wieder sind einige Gegner zermalmt, die Bahn ist freier denn je, auf zu neuen Schlachten! Aber den Viertelsgrößen der Handelswelt, dem Heer der Börsenkleinen schlottern die Knie. Das dunkle Gefühl drohenden Unheils, neuer Katastrophen lastet auf ihnen, denn jeder fürchtet unter den Scherben zu sein, die dem gestürzten Götzen nachfliegen müssen.

Man sieht die „Krisen“ nehmen kein Ende. Der französische Kupfer-, der amerikanische Silber- und jegige englische Geldkrach sind sich schnell gefolgt, da bleiben nur noch die russischen Staatspapiere übrig, die jetzt gerade in Paris neu zur Zeichnung aufgelegt werden sollen. Das Kapital ist wirklich zu bedauern. Nun — die lagenjämmerliche Stimmung der Spekulanten wird nicht lange andauern. Der Fluch der Existenzunsicherheit, welcher im kapitalistischen Zeitalter ununterbrochen auf dem Lebensglück von Millionen Proletariern lastet und heute zur Abwechslung einmal die Reihen der oberen Zehntausend durchbebt, wird der Bourgeoisie den Glauben an die „beste aller Welten“ nicht nehmen. Im Gegentheil, ein Blick auf das eigentliche Schlachtfeld muß alle profitbürtigen Herzen mit Entzücken erfüllen.

Die Opfer dieses Börsenkampfes sind ja auch gar nicht die Barings und Billards oder jene Mandel Börjaner, die tot oder wahnsinnig vor Aufregung die Wahlstatt bedecken. Die wirklichen Opfer verbluten wo anders.

Die furchtbare „Krise“, welche jenes gewissenlose Würfelspiel der Börsenkönige den Gesetzen der kapitalistischen Wirtschaft zufolge unabänderlich nach sich ziehen muß, trifft vor allem die Arbeiterklasse. Hunderttausende von Arbeitskräften werden die fallirten Eisenbahngesellschaften und verkrachten Unternehmungen auf das Pflaster werfen, neue Hunderttausende Arbeitsloser werden das riesengroße Heer der industriellen „Reservearmee“ verstärken. Für das Kapital wird es eine Kleinigkeit sein, der jetzt um so widerstandsloseren, millionenförmigen „überschüssigen“ Arbeitskraft neue Mehrwerthgoldströme zu entpressen und die Verluste doppelt und dreifach zu ersetzen. Der nun folgende „Aufschwung“ wird dem Großkapital zu gute kommen, so gut wie ihm die „Krise“ allein Vortheil gebracht hat.

Die Zehre dieser Börsenorgie zahlt das Proletariat — denn nicht um Millionen von Goldstücken wurde in Wahrheit gespielt, sondern um Hunderttausende von Arbeiter-Existenzen.

Der Staat das sind Wir.

Eine Gesellschaft unstrapsulöser Geldmenschen, die unter dem Namen „Standard Oil Company“ die Vererbung des amerikanischen Volkes in großartigem Maßstabe betreibt, hat es mittelst ihres Geldes fertig gebracht, den Kongreß zu bewegen, eine Bewilligung von 1 000 000 Doll. zum Ankauf von Nickel zur Herstellung von Panzerplatten für unsere „herrliche Kriegsslotte“ zu machen, eine Bewilligung, die obiger Ring ausschließlich auszunutzen beabsichtigt. Um letzteres möglich zu machen, mußte sich unsere Volksvertretung auch noch dazu verstehen, den Einfuhrzoll auf Nickel, der 300 Doll. pr. Tonne betrug, abzuschaffen, und den auf Kupfer, der 50 Doll. pr. Tonne betrug, auf 10 Doll. zu erniedrigen, was auch durch die Mac Kinley Bill geschah. Es war dieses deshalb nöthig, weil sich die Nickel- und Kupfergruben der Standard Oil Co. im Auslande und zwar in Kanada befinden.

Die Standard Oil Co. ist wohl der reichste und darum auch der mächtigste Bourgeois-Ring der Welt. In allen Legislaturen und sonstigen „Volksvertretungen“ hat er seine gutbezahlten Agenten, die immer das Interesse ihrer Auftraggeber zu wahren wissen. Man kann vor keinem Gericht gegen diese Gesellschaft mit Aussicht auf Erfolg klagbar werden, denn sie laßt Staatsanwälte, Richter und Geschworene, wie es ihr gerade am zweckmäßigsten erscheint.

Die schändlichen Praktiken, die dieser Ring zur Wahrung seiner gemeinen Interessen allenthalben mit Erfolg anwendet, liefern uns immer wieder den Beweis, daß es die Bourgeois sind, die den Staat kontrollieren und daß die Regierung im Grunde nichts anderes ist, als die jederzeit gehorsame Magd dieser edlen Gesellschaft. Den Verschönerungen solcher Ringe gegenüber, die einfach jeden kaufen, auf dessen Dienste sie reflektieren, die alles profituieren, was sie für ihre Zwecke verwenden

können, stehen die zwar zahllosen aber ehrlichen und mittellosen Arbeiter mit ihren bescheidenen Forderungen und Wünschen vorläufig völlig machtlos gegenüber und das ganze Volk seufzt unter ihrem schweren Joche.

Die „Standard Oil Co.“ nun, der mächtigste aller „Ringe“, die unter verschiedenen Namen alle möglichen Industrien und Erwerbszweige kontrollirt, hat sich in den Besitz von 2000 Ader werthvollen kupfer- und nickelhaltigen Landes im Subbury Distrikt, Kanada, gesetzt, die sie unter dem harmlosen Namen „Canadian Copper Company“ ausbeutet. Um nun aus diesen Erzen den größtmöglichen Vortheil zu erzielen — der auf dem europäischen Markte, insofern der dortigen Konkurrenz, nicht zu erlangen ist —, muß sich der Ring einen Markt suchen, welchen er zu beherrschen im Stande ist, und dieser Markt sind die Vereinigten Staaten. Da jedoch Nickel sehr hoch, wie wir gesehen haben mit 300 Doll. pr. Tonne, und Kupfer nicht niedrig, nämlich mit 50 Doll. pr. Tonne, verzollt werden mußte, um hier zugelassen zu werden, dieser Zoll aber die Produktion dieser Metalle unprofitabel machte, so verstand es sich für die Standard Oil Co. von selbst, daß der Zoll zu beseitigen sei, und er wurde beseitigt.

Die Arbeiter sollten es übrigens endlich einsehen, daß die ganze Zollpolitik der modernen Regierungen nicht im Interesse der ersteren, sondern in dem der Bourgeoisie, der Kapitalisten und Fabrikanten, betrieben wird. Nun sind aber die sehr einflußreichen Senatoren Sherman und Paine Mitglieder der Standard Oil Co., ferner hat diese Company sehr viel Geld, und deshalb mußte es ihr ein Leichtes sein, ihre Interessen bei der Revision des Tarifs zur Geltung zu bringen, was ihr auch, wie gezeigt wurde, gelang. Sie hat die Tarifkommission gekauft, sie hat die Mehrzahl der Senatoren und Abgeordneten gekauft und der Zoll auf Nickel fiel und der auf Kupfer wurde erniedrigt. Jetzt können die Herren ihr verghoch aufgehäuftes Erz auf den Markt bringen, denn jetzt erst bezahlt sich die Geschichte. Um jedoch gleich eine anständige Reklame zu haben, hat die geriebene Bande ein Wandver veranstaltet, das ihrem Scharfsinn und ihrer Unverschämtheit alle Ehre macht. Sie wußte nämlich das neulich in allen Zeitungen besprochene Probeschießen in Annapolis zu veranlassen, welches, auf Bestellung natürlich und gegen gute Bezahlung der maßgebenden Persönlichkeiten, das Resultat ergab, daß die amerikanische Nickelpanzerplatte dem modernen Geschütz wirksamer zu widerstehen vermag, als alle übrigen Fabrikate.

Sobald dieses Resultat gefügt war, mußte der Kongreß bestimmt werden, 1 000 000 Doll. zum Ankauf von Nickel zu bewilligen und dem Marineminister das Verfügungsrecht über diese Bewilligung in die Hand zu geben. Auch dieser Schwindel gelang. Der Marineminister, der, wie überhaupt die ganze „republikanische“ Maschine, ein williges Werkzeug der Standard Oil Co. ist, weiß, was er zu thun hat.

An diesem Beispiel, das sicherlich nicht allein steht, ist die Phrase von der Regierung durch das Volk und für das Volk zu messen. Habgierige, nimmermüde Kapitalisten handhaben die Regierungsmaschine in allen ihren Theilen zu ihrer eigenen Bereicherung auf Kosten des ganzen Volkes. Diesen neuen eklatanten Beweis für die Richtigkeit unserer Behauptung: der moderne Staat sei nichts anderes als die Organisation der besitzenden Klasse zur Exploitation der Volksmasse, verdanken wir der Indiskretion eines kapitalistischen Zeitungsschreibers. Wie viele ähnliche Fälle sich im Laufe eines Jahres ereignen, entzieht sich jeder Berechnung.

Aber wenn immer unsere Regierung von ihrer Existenz Zeugniß ablegt, geschieht es im Interesse der kapitalistischen Klasse und zum Nachtheil der besitzlosen. Die besitzende Klasse hat sich aller Nachtmittel der Gesellschaft, die sich in großartiger Weise organisierte und entwickelte, bemächtigt. Sie wendet sie in ihrem Interesse an, denn sie ist die „Gesellschaft“. Erst dann, wenn der herrschenden Klasse die Grundlage ihrer Existenz, die modernen Produktionsmittel, entrisen und in den Dienst der Gesamtheit gestellt werden, erst dann wird es auch mit ihrer Herrschaft zu Ende sein, und nicht früher.

(Chicagoer „Vorboten“.)

Der Sonnabend der Premiären.*

Auch unsere Leser wird die folgende hübsche Satire auf eine besondere Spezies der oberen Berliner Zehntausend, welche die „Freie Bühne“ lezthin brachte, amüsiren. Wir lassen den kleinen von Heinrich Kana verfaßten Artikel hier folgen:

Zwei, drei Premiären hat es neulich am Sonnabend in Berlin gegeben. Außerdem gingen ein paar neu einstudierte Stücke in Szene. Ein furchtbarer Tag für jene echt großstädtische Bevölkerungsklasse, für die Leute, die überall dabei sein müssen. Das ist bekanntlich eine gar erlauchte Aristokratie. Ihre Mitglieder verziern zwar ihren Namen durch kein volltönendes Prädikat und tragen keinerlei besonderes Abzeichen. Dennoch sind sie sofort und überall kenntlich. Schon äußerlich. Und wenn sie den Mund aufthun, dann verräth sie sogleich der charakteristische Adel ihrer Weltanschauung. Ihre ahnungslose Mitwelt erfährt dann binnen fünf Minuten den geheimen Daseinszweck aller guten Dinge hienieden. Die sind alle ihretwegen da, ihretwegen ausschließlich. Die feinen englischen Kammgarnstoffe zum Beispiel sind dazu

*) Premiäre: die erste Aufführung eines neuen Stückes.

da, um sich um ihren Oberleib zu schmiegen, und die niedlichen kleinen Ballerinen sind eigens zu dem Zweck erschaffen worden, um ihnen ihre wohlgeformten Beine zu zeigen. Die Raubmorde kann man vernünftigerweise nicht anders erklären, als daß sie ihnen Gelegenheit bieten sollen, ab und zu einer sensationellen Gerichtsverhandlung beizuwohnen, und den Vollblutpferden bliebe nichts übrig, als sich um eine Anstellung als Droschkenläule zweiter Güte zu bewerben, wenn nicht diese Menschen erster Güte zufällig ein solches Faible für das Derby-Rennen besäßen. So ist alles auf's Beste für sie eingerichtet und wohl-gemuth legen sie sich jeden Abend um 6 Uhr Morgens schlafen und erwachen jeden Morgen gegen Mittag in der sicheren Erwartung, daß die Welt ihre Schuldigkeit thun und es so einrichten wird, daß ihnen die Erfüllung ihres Lebensplanes nach Möglichkeit erleichtert werde. Und mit dem unerlöschlichen Selbstbewußtsein, mit dem sie ihre hohe Mission erfüllt, wandeln sie in der Großstadt umher, müßtern mit einem eigenthümlich blaß-erwartungsloosen Blick Menschen und Dinge, wohlgenährte Gestalten, diskret in der Kleidung, extravaganter in hundert Lebendigen, in ihren Hüften, ihren Stößen, ihren Kravatten, ihren Handschuhen, manchmal freilich vor der Zeit gealtert, vornüber gebeugt, Lastthiere des Genusses.

Das Theater betrachten sie als ihre vornehmste Domäne. Denn was wäre das Theater ohne sie? Daß es Leute giebt, die es für eine Bildungsanstalt halten, davon haben sie keine Ahnung. Und wenn sie's hörten, so würden sie's nicht verstehen. Das mag für die Gallerie seine Richtigkeit haben, allensfalls für die hinteren Reihen des Parquet. Aber daß Theaterbesucher, die 4—5 Mark für das Billet bezahlen, mangelhaft gebildet sein könnten, das würde ihnen nie einleuchten. Nein, für die erste bis zehnte Parquetreihe ist das Theater keine Bildungs-, sondern eine Verdauungsanstalt. So lange es Theater giebt, haben sie da am besten verdaut. Und ihre Verdauung ist ihnen heilig.

Darum sind sie empört über die Theaterdirektoren Berlin's. Und ihrem Vorgehen vom letzten Sonnabend legen sie die frevelhaftesten Motive unter. Denn nichts vermag ihre Verdauung so entschieden zu fördern, wie die Emotionen einer Premiäre. Diese Handlungsweise der Berliner Theaterdirektoren, die sie mit einem Schläge um ein paar Premiären gebracht hat, betrachten sie daher als ein unfühbares Verbrechen, als eine Verletzung ihrer zartesten Empfindungen, als eine bewußte und beabsichtigte Verdauungsstörung!

Als eine bewußte und beabsichtigte Verdauungsstörung! Nach den leider auch für sie geltenden Naturgesetzen konnten sie ja nur einer Premiäre vom Anfang bis zum Ende beizuwohnen. Das war den Theaterdirektoren wohl bekannt! Und dennoch setzten sechs von ihnen die Aufführung ihrer neuen oder neu einstudirten Stücke für einen und denselben Tag fest! Ist da noch ein Zweifel an ihrer bösen Absicht zulässig? O, was haben sie gelitten, die armen Lastthiere des Genusses an diesem furchterlichen Sonnabend!

Für welches Theater auch immer sie sich entschieden haben mochten, immer erfüllte sie der furchterliche Gedanke: in den fünf anderen Theatern kannst du ja nicht sein! Jetzt wird in fünf anderen Theatern gezischt und du zischest nicht mit! Jetzt wird in fünf anderen Theatern der unvermeidliche Foyer-Witz gemacht und du kolportirst ihn nicht!

O, sie boten einen erschütternden Anblick dar, die armen Lastthiere des Genusses! Man sah ihnen die Revolutionen an, die in ihrem Innern stattfanden. Man konnte ganz genau bemerken, wie jenes erhabene Gefühl ihrer Menschenwürde, das sich auf dem Bewußtsein aufbaute, soeben eine zarte Hammelkotelette geessen und dazu Rüdesheimer getrunken zu haben, stetig schwand und einer Depression Platz machte, wie sie der Genuß von Sauerfohl mit Bratwurst bei allen feiner organisirten Naturen zur Folge hat! Sie waren zu zerstreut, um den Vorgängen auf der Bühne zu folgen. So kamen sie auch noch um die einzige Premiäre, der beizuwohnen sie sich entschlossen hatten.

Gebrochen verließen sie das Haus. Gebrochen eilten sie zu Uhl oder Dreffel. Gebrochen tranken sie ein paar Flaschen Sekt. Gebrochen unarmten sie die nach der ewigen Ordnung der Dinge immer in ihrer Nähe befindlichen weiblichen Wesen. Gebrochen legten sie sich schlafen. Gebrochen schliefen sie ununterbrochen zehn Stunden.

Seither ist in ihrem seelischen Zustand keine Wendung zum Besseren eingetreten. Sie sind beunruhigt und empört. Sie protestiren gegen die Vergewaltigung ihrer allhehrwürdigen Privilegien. Und sie erwarten eine Erklärung.

Noch einmal „Vor Sonnenaufgang“ und das Publikum der „Freien Volksbühne“.

In der vorigen Nummer hatten wir ein Referat von Hartleben über die zweite Vorstellung der „Freien Volksbühne“ gebracht und, unsere eigenen abweichenden Eindrücke skizzirend, den Wunsch ausgesprochen, gerade aus Arbeiterkreisen möchten uns Zuschriften zugehen über die Art und Weise, wie das Hauptmann'sche Stück auf das Publikum der „Freien Volksbühne“ gewirkt habe. Wir sind in der Lage, heute zwei derartige Zuschriften, beide von Arbeitern verfaßt, veröffentlicht zu können.

Der erste Einsender schreibt:

Herr Hartleben sagt in seiner Kritik der letzten Vorstellung der „Freien Volksbühne“, das Publikum habe Hauptmann's „Vor Sonnenaufgang“ nicht verstanden. Es ist, meiner Meinung nach, von vornherein falsch, bei Beurtheilung des Eindrucks, welchen das Stück auf das Publikum gemacht hat, schiefweg vom Publikum im Allgemeinen zu sprechen, aus dem einfachen Grunde, weil die Auffassung des Stückes beim Publikum eine verschiedenartige war.

Herrn Hartleben ist es ja nicht zu verdenken, daß er das Geistesleben der Arbeiter, welche ja doch einen Theil, vielleicht den größeren des Publikums der „Freien Volksbühne“ bilden, nicht so kennt, wie der Handarbeiter selbst, und daß er somit nach dem äußeren Eindruck urtheilt. Dieser äußere Eindruck war auch für mich theilweise ein ähler. Und nur einen Theil des Publikums, aber eben auch nur auf einen Theil angewandt, muß ich das von Herrn Hartleben über das ganze Publikum gefällte Urtheil zu dem meinigen machen. Andererseits bin ich der festen Ueberzeugung, daß viele der Zuschauer, unter ihnen ein großer Theil Handarbeiter, die Vorzüge und Schwächen des Stückes und der Darstellung richtig zu würdigen wußten, und daß es auf sie nicht nur seiner Tendenz wegen Eindruck machte. Die Frage, ob derartige Stücke, wie das Hauptmann'sche, in der „Freien Volksbühne“ am Plage seien, kann ich nur bejahend beantworten. Hierbei ist für mich maßgebend, daß wohl mindestens die Hälfte der Mitglieder der „Freien Volksbühne“ für die in diesem Stücke lebende naturalistische Kunst begeistert ist und sie auch versteht und daß ferner die „Freie Volksbühne“ gerade eine Stätte der Erziehung sein soll für diejenigen ihrer Mitglieder, welche einem solchen Verstande noch sehr fernstehen. — Noch einige Worte über die letzte Vorstellung. Zu verurtheilen habe ich da, ebenso wie Herr Hartleben, daß bei den drastischen Stellen des Stückes gelacht wurde. Hier, wo das Einwirken besonderer Verhältnisse auf das ganze Wesen der Menschen, auf ihr Thun und Lassen, ihr Benehmen und so fort gezeigt wird, ist ein Lachen nicht am Plage, noch viel weniger beim Herausritt des alten Bauern aus der Schenke. Gerade hier soll ja das Saufen mit seiner verzerrenden und den Menschen zur Bestie machenden Wirkung gezeigt werden, und doch machte sich an mehreren Orten in meiner Nähe ein Lächeln bemerkbar. Aber wie gesagt, aus solchen Einzelheiten den Schluß zu ziehen, das ganze Publikum würdige die grobartigen Schönheiten des Stückes nicht, wie es der Referent gethan, halte ich für falsch.

Die zweite Festschrift lautet: „Bezugnehmend auf die Kritik des Herrn Hartleben, betreffend die Aufführung des Dramas: „Vor Sonnenaufgang“ im Verein „Freie Volksbühne“, will ich es unternehmen, meinen Standpunkt obigem Drama gegenüber darzulegen.“ Zunächst will ich den Aufbau des Stückes kurz skizziren. Der Held, ein „Anwalt der Entschieden“, taucht in einer durch Ausnutzung des Kohlenreichtums ihres Heimathortes emporgelommenen Bauernfamilie auf; argwöhnisch wird er dabei von dem technischen Leiter der Kohlengruben, seinem ehemaligen Jugendfreunde, beobachtet. Der ausgesprochene Zweck des Verfalls des Helden, Alfred Roth, in diesem Distrikt ist es, statistische Erhebungen betreffs der Verhältnisse der dort in den Bergwerken beschäftigten Arbeiter anzustellen. Derselbe beschränkt sich aber zunächst darauf, die in den zerrütteten Familienverhältnissen des Bauerngutsbesitzers Krause sich höchst unbehaglich fühlende Tochter Helene halb und halb zu seinen Ansichten zu belehren, zugleich mit derselben ein zartes Verhältnis anknüpfend. Bereit, mit dem Mädchen auf deren Drängen zu fliehen, erfährt er in letzter Stunde durch den Arzt der Familie, einen ehemaligen Studiengenossen, daß die Familie Krause durch Generationen dem Trunke ergeben sei und daß alle derzeitigen Mitglieder derselben diesem Laster fröhnen. Roth, selbst Währungsvereiner, auf die Vererbungstheorie schwörend, läßt dieses Verhältnis, sich auf seine bisher nie von ihm verleugneten Grundfälle berufend. Sodann folgt der tragische Ausgang des Dramas. Der Dichter hat es in diesem Schauspiel unternommen, auf der Bühne ein Spiegelbild der seelischen und sittlichen Verfalls-

heit einer Gesellschaftsordnung zu geben, und will dabei auch den Vertreter einer gerechteren Weltordnung zur wirkungsvollen Darstellung bringen. Ist ihm dieses gelungen? Ich glaube diese Frage bejahen zu müssen! Der Vertreter des selbstthätigen Unternehmertums fürchtet naturgemäß die Beleuchtung der im Bergwerksbetriebe befindlichen Schäden und ist bemüht, dieses Ziel womöglich zu hintertreiben. Derselbe, obwohl mit der Thatfache vertraut, daß die Familie des erwähnten Krause dem Trunke fröhnt, ging materielle Vortheile halber eine Ehe mit einer Tochter Krause's ein, deren Unzuchtigkeiten ihm für die Folge schwer im Magen liegen.

Zu bedauern ist es nur, daß sich dieses schöne, an Abwechslung reiche Stück auf der Betrugstheorie aufbaut, ja sogar mit derselben — deren Richtigkeit wohl noch anzuzweifeln — nicht und fällt. Für die Temperenzerei, die in diesem Schauspiel ziemlich kräftig zum Ausdruck gelangt, spricht der Umstand, daß in dem fälschlichen Dorf, dem eigentlichen Schauplatz des Stückes, ein bösen Temperenz, in Anbetracht der meist im Uebermaße verbrauchten alkoholischen Getränke, am Plage ist.

Nun zu der Meinung des Herrn Hartleben und seines Vorgängers, daß Arbeiter und moderne Kunst so ziemlich unvereinbar seien, daß Bergehen, Genießen eines modernen Kunstproduktes geschärfte Sinne verlangt, daß die Liebe zur Kunst um ihrer selbst willen und der Genuß derselben eine Arbeit ausmacht, die vorläufig nicht Jeder zu leisten im Stande ist! Ohne Zweifel liegt diesen Sätzen eine Wahrheit zu Grunde. Daß aber in der letzten Aufführung in der „Freien Volksbühne“ die Freunde am rohen Stoff allein den durchschlagenden Erfolg verschuldet haben sollte, scheint nach meinem Dafürhalten mehr als zweifelhaft. Ich habe z. B. bei jener rohen Taufszene ein Gefühl des Ecks empfunden, das sich bei Wiederholung derselben am erschütternden Ausgang des Stückes erheblich steigerte. Man begreift so recht, was der Dichter wollte, man begreift die kulturgeschichtliche Mission der naturalistischen Kunst, durch Vorführung der nackten Wahrheit, wenn dieselbe auch abstoßend, eine erzieherische Wirkung auszuüben. Und gerade in letzterem Umstand hat der Naturalismus seine tiefe Berechtigung. Wenn an manchen Stellen die Heiterkeit durchbrach, wo dieselbe nicht am Plage, so muß man diesen Umstand auf das Konto des Ungewohnten, der natürlichen Komik jener Szenen schreiben. Im Ernst, — hätte sich ein Publikum aus den Kreisen der Bourgeoisie verständnisvoller gezeigt? Unmöglich kann man so hochgeschraubte Erwartungen an die Mitglieder eines jungen Vereins stellen, welche sich aus dem der dramatischen Kunst entzündeten Proletariat zusammensetzen. Nach meiner Auffassung kann es nicht die Aufgabe der naturalistischen Dramatik sein, ihre Erzeugnisse nur für einen kleinen Kreis bürgerlicher Ideologen und solcher, deren verwöhnter Gaumen vorübergehend an Dramen gesellschaftskritischen Charakters Gefallen findet, zu schaffen. Nein, gerade das Publikum der „Freien Volksbühne“ ist das Forum, das für die geborenen Vertheidiger der modernen Kunst; der Sinn für dieselbe wird natürlich bei Vielen erst wachzurufen sein.

Daß die radikal tingenden Phrasen, die der Held des Stückes vom Stapel ließ, neben der Tendenz die zündende Wirkung hervorgerufen haben sollen, scheint mir nach meiner individuellen Meinung nicht wahrscheinlich. Vielmehr hätten die paar Redensarten neben der Tendenz das Stück, falls es schlecht wäre, nicht am Durchfallen verhindert. Uebrigens bin ich der Meinung, daß die Berliner Arbeiter recht gut in der Lage sind, Parteidisziplin von ihren Veranlagungen und geistigen Befähigungen zu trennen, zumal dieselbe dort überflüssig erscheint, resp. werden sie sich bei ihrem Urtheil in solchen Angelegenheiten durch die Liebe zur Arbeiterfrage nicht beirren lassen.

Gewerkchaftliches.

Von den verschiedenen Gewerkschaften sind zentralisiert die Bäcker, Barbier, Bergarbeiter, Bildhauer, Böttcher, Buchbinder, Buchdrucker, Bürstenmacher, Dachbeder, Drechsler, Fabrikarbeiter, Fabrikarbeiterinnen, Gärtner, Glaser, Glasarbeiter, Goldarbeiter, Gravente, Hafnarbeiter, Handschuhmacher, Holzarbeiter, Putzwerker, Korbmacher, Kürschner, Kupferarbeiten, Lohgerber, Maler, Mechaniker, Müller, Plätterinnen, Sattler, Schiffer, Schiffszimmerer, Schlosser, Schmiede, Schneider und Schneiderrinnen, Schriftgießer, Schuhmacher, Steinbrügger, Steinbrücker, Steinmeger, Stellmacher, Tabakarbeiter und Tabakarbeiterinnen, Tapezierer, Tischler, Vergolder, Weißgerber, Werftarbeiter, Zigarrensortierer, Ziegler und Zimmerer. Nicht zentralisiert sind die Bauarbeiter, Studienteure, Maurer, Textilarbeiter, Töpfer und Metallarbeiter. Gewerkschaftsorgane erscheinen in Altdorf (Putzwerker, Weißgerber, Mühlenarbeiter), Arnstadt (Handschuhmacher), Berlin (Bildhauer, Zähler, Dachbeder, Maler und Vergolder, Bäcker, Hausdiener und Fabrikarbeiter, Böttcher, Pantinenmacher), Braunschweig (Bereitschaft für Maurer, Töpfer, Steinmeger und Studienteure), Burgstädt (Textilarbeiter), Gotha (Schuhmacher), Hamburg (Tischler und Korbmacher, Maurer, Schiffer, Werfer und Hafnarbeiter, Wagenbauer, Kupferarbeiten, Schmiede, Barbier, Schlosser und Waghinbauer, Töpfer, Lohgerber, Gärtner, Goldarbeiter, Mechaniker, Bauarbeiter, Schneider und Schneiderrinnen, Ziegler, Schiffszimmerer, Zimmerer, Kürschner, Holzgerber), Leipzig (Tabakarbeiter und Tabakarbeiterinnen, Buchdrucker), Quedlinburg (Glasarbeiter), Nürnberg (Metallarbeiter), Scharnberg (Steindrucker), Stuttgart (Buchbinder), Wiesbaden (Glaser), Wismar (Bergarbeiter).

In alle Arbeiter Deutschlands! Die Gefurter Schuhmacher sind in den Rufstand getreten, durch das rücksichtslose Vorgehen des Fabrikantentums dazu gedrängt. Etwa 2000 Arbeiter der Schuhbranche sind nunmehr auf das harte Brod der Unterstüßung angewiesen. Aber trotzdem sind wir fest entschlossen, in diesem Kampfe auszuhalten, nur die äußerste Noth wird uns zwingen können, und der Fabrikanten-Willkür zu unterwerfen. Arbeiter aller Branchen, wir richten unsere Hoffnung auf Euch, helft uns in dieser schweren Stunde, denn mit unserer Niederlage wäre auch die Eute verknüpft und unser Sieg ist Euer Sieg. Es lebe die Solidarität der Arbeiter! Doch die moderne Arbeiterbewegung. Das Streikkomitee.

NB. Alle Unterstüßungen sind zu richten an W. Bernede, Gortzstraße 44, Erfurt.

Jahung! Handlungsgehilfen! Sonntag, 23. November, findet in Grawwils Viehhallen, Kommandantenstraße, eine öffentliche Versammlung aller weiblichen Angestellten statt. Die Tagesordnung lautet: Die Wirthschaft im kaufmännischen Beruf, Referent Albert Kuerbach. Es ist Pflicht jeder Gehilfin in dieser Versammlung zu erscheinen, wo sich alle über das, was sie bedrückt, offen und frei aussprechen können.

Der Verein der in der Schäftefabrikation beschäftigten Arbeiterinnen. Sonnabend, den 22. Nov., Abends 8 1/2 Uhr, Vortrag des Herrn Gabriel über „Das Recht auf Paulheit“. Diskussion. Verschiedenes.

Freireligiöse Gemeinde. Rosenthalerstr. 38. Sonntag, den 23. November, Vormittags 10 Uhr, ein Vortrag des Herrn E. Voglerr: „Zum Todestage. Zweiter Vortrag Hr. Frankfurterstraße 117, 10 Uhr, von Herrn Dr. Bruno Wille über „Den Tod vom freireligiösen Standpunkte. Gäste sehr willkommen.“

Empfehle allen Genossen und Freunden meine
Glaserei u. Bildereinrahmung.
Besonders empfehlenswerth als **Weihnachts-Geschenke: Sinnsprüche, Gruppenbilder** in sauberer und geschmackvoller Einrahmung. **Lassalle und Marx** in Lebensgröße (Reizzeichnung) sauberster Ausführung u. s. w.
Um pünktlich liefern zu können, bitte die Bestellung rechtzeitig machen zu wollen. Bestellungen nach Auswärts brieflich.
Karl Scholz
Brangel-Strasse 32 part.

Brillenreiniger!
Einfach, praktisch und elegant, verhindert franks gegen Entzündung von Nr. 1.—; 1,50 oder 2.— in Briefmarken
Alois J. Zürcher,
Et. Gallen (Schweiz).

Empfehle meinen werthen Freunden und Genossen sowie den Lesern dieses Blattes mein
Cigarren-Geschäft.
Carl Lehmann,
Bismarckstr. 83, dicht am Humboldtthain.
Empfehle den Genossen mein neu eröffnetes.

Allen Freunden und Genossen empfehle mein
Weiß- u. Bairisch-Bier-Lokal.
1 Saal zu Versammlungen und
2 Vereinszimmer stehen zur Verfügung.
Herrmann Wuttke,
Friedrichsbergerstr. 24 pt.

Weiß- u. Bayrisch-Bier-Lokal.
Frühstück-, Mittag- u. Abendtisch.
Emil Berndt, Elisabeth-Ufer 51.

Albert Auerbach,
Berlin S., Rottbuser Damm 7.
Schuh- und Stiefel-Lager
für Herren, Damen und Kinder.
Reelle Bedienung. — Feste Preise.

Rum, Punsch, Glühwein
Flasche 1,50 M.
Ingwer, Pommeranzen, Luft
Liter 1.— M.
Mediz. Ungarwein Fl. 1,50 u. 2 M.
Roth- und Portwein Fl. 1,50 M.
empfehlen
Franz Beyer
Prinzessinen-Strasse 15.
Filiale:
Elisabeth-Ufer 47, Ecke der Waldemarstraße.

Berliner Arbeiter-Bibliothek. 2. Serie.
Sammlung Sozialpolitischer Flugchriften.
Soeben erschien Heft 7:
Preussische Volksschulzustände.
Ein Wort an das Volk und seine Lehrer.
Von **Hans Müller-Zürich.**
48 Seiten. Preis 20 Pfg.
Die Schrift bietet auf Grund reichhaltiger geschichtlicher und statistischer Mittheilungen eine vernichtende Schilderung der Verwahrlosung des Volkunterrichts und der Behandlung der Volksschullehrer in Preußen.
Die Schrift eignet sich besonders für Vereine zur Massenverbreitung.
Jedes Heft der „Berliner Arbeiter-Bibliothek“ ist einzeln zu beziehen. Die Preise sind niedriger gestellt wie bei allen anderen Unternehmungen.
Bestellungen richtet man an die bekannten **Kolporteurs** oder an die Expedition der „Berliner Arbeiter-Bibliothek.“
Berlin SO., Elisabeth-Ufer 55.
Kolporteurs gesucht und gebeten, sich an die Expedition zu wenden. **Hoher Rabatt.**

64. Waldemar-Strasse 64.
Schuh- u. Stiefelwaaren-Lager
von **Ernst Grossmann.**
Große Auswahl in Herren-, Damen- und Kinder-Schuhen und Stiefeln jeder Art.
Reelle Bedienung. Billige Preise

Die Verlage der „Magdeburger Volksstimme“ ist soeben erschienen und für Berlin durch die Buchdruckerei von **Maurer, Werner & Co.,** SO., Elisabeth-Ufer 55, zu beziehen:
Die Entschädigungsansprüche der Arbeiter bei Unfällen.
Zusammenstellung der nach den Entscheidungen des Reichsversicherungsamtes den Berletzten bewilligten Rentenlage, umfassend die Zeit vom 1. Juli 1886 bis 13. Juli 1889, nebst Einleitung enthaltend die wesentlichsten Bestimmungen des Unfallversicherungs-Gesetzes. Alphabetisch nach Berufsgruppen geordnet.
Herausgegeben von **Hans Müller.**
Preis 30 Pfg. Für Kolporteurs hohen Rabatt.

Soeben erschien im Verlage von **J. Günther, Dresden:**
Tolle Streiche für 4stimm. Männerchor, großes humorist. Potpourri von **Karl Dunger.** Partitur und Stimmen 2 M. 60 Pf. Stimme 40 Pf. — Deutwärts erscheint die **Deutsche Marksklaufe.** Partitur und Stimme 1 M.
Am ersten Mai erwachen: G. Zahn, **Aufruf.** Gedicht von Herwegh für 4stimm. Männerchor. Partitur und Stimmen 1 M. Stimme 15 Pf. Lied mit Pianobegleitung 80 Pf.
Bitte zu verlangen. Liefere nur baar.
J. Günther, Verlag und Handlung von Ruskallen. Dresden, Fieglstraße 24.

Kranzbinderei u. Blumenhandlg.
von **J. Meyer**
Nr. 1, Wiener Straße Nr. 1,
(in der Ecke bei der Mantuffelstraße).
Guirlanden 15 Pfg. pro Meter.
Doppelbägelige Vordeckkränze von 50 Pf. an.
Toppflanzen, Bouquets u. gut u. billig.
Fernsprecher, Amt IX, 9482.

Parteigenossen! Unterzeichneter hat sich an den letzten Wahlen agitatorisch stark betheiliget und ist in Folge dessen seitens der Gegner gemahnt worden, so daß er derartig in Noth gerieth, daß er kaum mehr das liebe Brod hatte. Am nicht das Geld räumen zu müssen, habe ich den Verkauf von **Prämienlosse** übernommen und bitte die Parteigenossen allerorts bei Bedarf solche Losse von mir entnehmen zu wollen.
Fr. Schmidt, Saganer a. Rügen.
Vorspelle sendende gegen 10 Pf. Marke.

Empfehle Freunden und Genossen mein reichhaltiges Lager von
Cigarren u. Tabake.
Dasselbst Hauptstelle des Metallarbeiter-Verein und der Gärtler-Gildeklasse. Haupt-Agentur der Berliner Feuer-Versicherung.

Otto Klein
Rottbuser Damm 14, früher Ritterstr. 15.
W. Gründel's Restaurant
(früher: **H. Wendt.**)
Dresdener-Strasse 116.
Arbeitsnachweis und Berlehr der Buchbinder, Schlosser, Drechsler, Maler, Töpfer, Stellmacher, Sattler und Gärtner.
Reichhaltiger Frühstück-, Mittag- und Abendtisch.
Vorzügliches Weiß- und Bairisch-Bier.
2 Billards. — Saal zu Versammlungen.
Fernsprech-Anschluß. Amt 9a. Nr. 578.

Unsere Frauen!

Und schnell und immer schneller modert
Am alten Bauwerk Wand um Wand,
So ist denn auch in Euch erlodert
Zum Sonnenlicht der Schnuchtsbrand!
So kommt auch Ihr zum offenen Streite,
Der Langmuth Thronentrag zerfällt,
Und dann, glückselig an unsrer Seite,
Du pflichtbewußte Frauenwelt!

Wir haben dreißig Jahr gerungen,
Groß war die Qual und schwarz die Nacht,
Blutgeschweiß hat der Feind geschwungen,
Wir blieben doch auf unsrer Wacht,
Und sank auch mancher auf den Rasen,
Sein Lob verdarb uns nicht den Rath:
Wir haben unentwegt geblafen
Das Wetterhorn gerechter Wuth.

Das dröhnte hin . . . da scholl, erst leise,
Ein zaghaft Echo durch die Nacht, . . .
Und lauter mahnte unsre Weise:
Da ist es zweifach laut erwacht . . .
Und wieder tief es: „Krieg den Drogen!“
Und immer wilder Antwort Klang,
Und heute dröhnt durch alle Zonen
Der Proletarier Schlachtgesang.

Nun redt auch Ihr die bleichen Stirnen,
Aus Euren Augen leuchtet Muth,
Verständend einer Kömmin Zürnen,
Die schüßend springt vor ihre Brut,
Ja, zeigt Euch Löwentänze, Ihr Frauen,
Und zeigt dem prassenden Geschlecht:
Ihr wollt nicht länger müßig schauen
Den schändlichen Griff in Euer Recht.

Ihr darbt wie wir in harten Banden,
Euch peitscht wie uns des Hungers Schlag,
Die Freiheit, die sie uns einwandten,
Auch Euch erhebt sie nicht den Tag,
Ihr fühlt wie wir des Frohdienstes Jangen,
Habt auch für andre Wold geschürft:
Ihr habt ein Recht zu dem Verlangen,
Dah Ihr im Rath mithandeln dürft.

Ihr habt ein Recht, der Faust zu wehren,
Die in den Schmutz Euch süßlos stößt,
Die achlos ruht, wo das Entbehren
In Eure Brust Verzweiflung stößt,
Ihr habt ein Recht, die Faust zu schlagen,
Das heilige Recht der Mutterpflicht,
Dah nicht die Frucht, die Ihr getragen,
Kraftlos vor Euch zusammenbricht.

Ja, hämt Euch auf, wie wir uns bäumten!
Gewappnet kommt in unsre Reihn!
Das Glück, von dem wir hoffend träumten,
Ein ew'ger Traum soll es nicht sein,
Kämpft mit uns für des Lebens Schöne,
Und reißt nicht uns der Mähen Frucht,
Dann sollen Töchter doch und Söhne
Einrudern in der Freude Bucht.

Franz Diederich.

Scenen aus Krohg's „Albertine“.

(Aus dem Norwegischen überfetzt von G. Wetter.)*

VI.

Sie hatte lange dort geessen und an alles wieder gedacht, was er gesagt hatte — und nun konnte sie es auswendig, und die Worte kamen ihr von selbst auf die Lippen — wieder und wieder.

Sie hörte Schritte — vielleicht kam er wieder zurück und sagte, daß es nicht wahr wäre, daß das Alles nur dummes Zeug wäre — aber es war ja doch auch kein dummes Zeug. — Er hatte ja Recht. — Und es war ja überaus gut von ihm, wie er gegen sie gewesen war, und das war ja auch durchaus richtig — denn es konnte ja gut damit enden, daß sie sich ordentlich in ihn verliebte, und dann hätte es wohl geschehen können, daß es ihr schlecht ging, sie hätte Oline Nr. 2 werden können, denn das begriff sie, und das hatte sie heute schon allzu gut begriffen, daß es ihr schwer fallen würde, zu etwas nein zu sagen, was er wollte, sie könnte nicht — o nein — ja wäre es noch dabei geblieben, so wäre es wohl dahin gekommen, daß sie selbst gewollt hätte — dachte sie. Darum war es gut, wie es war.

Ah!
Die Schritte hatten sich wieder entfernt, aber dort kam wieder jemand, o wäre er es doch, er!

Sie konnte nicht fortsehen — sie wußte ganz genau wie es durch die Bäume anssehen würde, wenn er es war — natürlich war er es, das mußte er ja sein, er, der so gut war, er konnte ihr nichts Böses thun wollen — das war er. Nein, das würde allzu herrlich sein. — Sie sah fort.

Du großer Gott — das war der Polizeinspektor. Ob er gesehen hatte, daß Helgesen sie küßte — vielleicht durfte sie hier nicht sitzen!

Ach Gott, ob er sie wohl gleich auf das Bureau mitnahm.

Ach, ja, das konnte ihr nun übrigens auch schon alles gleich sein — er hatte keine Uniform an. — Sollte sie davonlaufen — noch war es Zeit — es war doch

fabelhaft, was er für krumme Beine hatte — noch war es Zeit — du großer Gott. — Ja, er sah sie. — Ach ja — das war nun schon alles akkurat — akkurat das selbe — und sie hörte gleichsam im Ohr Helgesens Stimme, die sagte: „Das würde ja auch sehr schlecht von mir sein, der auf dich aufpassen sollte.“ — Er stand vor ihr, der Polizeinspektor Winter. Ihr war so bange und zugleich so ruhig.

„Guten Abend, Albertine! So spät bist Du noch draußen. — Warum sitzt Du hier und wartest? — Ich begegnete Helgesen droben in der Straße.“

So hatte der Polizeinspektor gesehen, daß sie ihn hier draußen geküßt hatte — und nun sollte sie wohl mit auf das Bureau. — Ach ja, das war nun auch schon ganz gleich. — Er dachte wohl, daß sie von Helgesen „ausgehalten“ wurde?

„Welcher Helgesen?“ fragte sie und sah auf, aber dann sofort wieder nieder.

„Du doch nicht so,“ sagte Winter und lachte.

„Weißt Du nicht, daß es nicht recht ist, so spät draußen zu sein? Die Uhr ist gleich zwölf. Es ist wohl am besten, wenn ich ein Bißchen mit Dir reden kann.“

„Mit ihr reden?“

„Geh nun nach Hause und lege Dich hin, und dann komme morgen Abend um acht Uhr zu mir hinauf. Tolddogasse 5, dritte Etage. Wie geht es der Oline?“

Sie erhob sich schnell und ging die Allee entlang. —

Ach ja, nun konnte ja alles gleich sein.

Tolddogasse 5, dritte Etage. —

Sie hatte die ganze Nacht nicht geschlafen und den ganzen nächsten Tag sah sie bei ihrer Nähmaschine ohne zu nähen mit etwas Großen, Bösem, Dunkeln vor sich, vor dem sie sich graute — bis zum Abend. Ja, sie hatte ja gewußt, daß es einmal kommen mußte, daß es einmal kommen würde, und nun war es gekommen — o ja, das konnte ja gleich sein — und die ganze Zeit hörte sie die laufende Dachrinne draußen und der Regen schlug in dicken Tropfen an die Scheiben und der Wind heulte im Schornstein.

Die Alte war wach geblieben, weil sie so spät nach Hause kam.

Nun sähe sie, daß sie verloren wäre, hatte sie gesagt.

O ja, das konnte sich nun auch schon alles gleich bleiben.

Ach, wenn sie nur wüßte, wie sie fortkommen sollte!

Tolddogasse 5, dritte Etage. Sie mußte noch froh sein, daß sie nicht auf das Bureau sollte. — Vielleicht ging es noch so durch. — Als der Konstabler vorbeiging bekam sie Angst, denn sie erkannte ihn nicht jogleich trotz all' der grauen Regentropfen, die auf der Scheibe waren und aufhörlich wiederkamen.

Die Alte sah sie den ganzen Tag ab und zu an und fing an ihr etwas Amüsantes von Olsa erzählen zu wollen und that, als wenn sie vergnügt wäre, aber sie begriff ganz gut, daß es nur geschah, weil sie bange war — sollte sie ihr Alles sagen und sie bitten mitzukommen? — Es war ihr, als wenn sie den französischen Shawl aus der Schublade herausnehmen sah — nein das wollte sie nicht sehen — es war ja vielleicht nur eine Verwarnung.

Sie wünschte jaht, daß es schon Zeit wäre — aber dennoch war ihr bange, als es Mittag wurde — denn da war es mit eins viel näher.

Sollte sie zu Oline gehen und sie um Rath fragen, was sie thun sollte?

Die Alte sah, daß sie nichts aß, obwohl es Erbsen gab, was doch sonst ihr Leibgericht war. „Heute Morgen hast du ja auch nicht geessen. Was fehlt dir denn Mädchen?“ Eine Stunde später sagte die Alte wieder: „Am nächsten Donnerstag kommt der Vater.“

Sie antwortete nicht.

„Ich hoffe, daß Eduard lebt, bis er kommt.“

Sie antwortete nicht.

Um fünf Uhr zog sie sich an und ging. Sie konnte nicht länger ruhig sitzen.

„Ich gehe, um nach Eduard zu sehen“, sagte sie.

Vor Olinens Thür ging sie lange auf und ab — einmal war sie schon bis zur Entreehüre droben und las die Visitenkarte. — Nein — nein. —

Sollte sie mit Helgesen reden — er kannte ja Winter? — Nein, dazu war es zu spät.

Endlich hatte sie geklingelt, um der Sache ein Ende zu machen — sie war zu müde und elend und verweint und wund unter den Fußsohlen, um noch länger auf Karl-Johann auf- und abzugehen.

Winter öffnete selbst — auf einer Kleiderknagge hing seine Uniformmütze und sie ging daran vorbei in die Stube.

Ein starker Duft von Eau de Labin erfüllte das ganze Zimmer. Mitten auf dem Boden stand ein Tisch mit seiner dicker Tischdecke darauf und Wein, Kuchen, Mandeln und Rosinen. Er hatte wohl Gesellschaft.

„Lege ab, Albertine.“

Links war eine Thür mit grünen Portieren davor, und durch dieselben kam ein rother Schein.

„Mir scheint, du siehst elend aus.“

Sie setzte sich auf die Ecke eines Lehnstuhls — er schenkte aus der Karaffe ein — es hing eine kleine Silberplatte an einer Kette um den Hals der Karaffe, worauf „Sherry“ stand — sie sah wieder auf die Tischdecke, ja die war dick und weich und fein mit rothen Blumen und gelbbrauner Vorte. Dürfte sie sie wohl anfassen? Sie war niemals in einem so feinen Zimmer gewesen. — Daneben hatte sie aber das Gefühl von etwas Bösem, das langsam und sicher emporwuchs — wie eine murrende Furcht.

Er legte Mandeln und Rosinen auf einen Teller und begann selbst Mandeln zu knaden und zu plaudern, während er die Mandeln verzehrte, aber sie hörte nicht viel davon, denn sie wartete auf das, was da kommen sollte. —

„Es ist garstiges Wetter heute“, sagte er. „Es ist jaht, als wenn es Herbst werden sollte.“

„Ja.“

„Du Albertine“, sagte er „das war es, was ich dir eigentlich sagen wollte, du solltest nicht so viel mit Joffa zusammengehen. — Joffa ist vorgeladen worden — sie muß auf Ansage zur Untersuchung erscheinen.“

Weiter wollte er nichts sagen?

„Ja“ — sagte sie „nicht wahr — das muß ich nicht — Joffa ist nicht anständig, sie ist von der Polizei vermahnt worden, aber ich bin seit mindestens zwei Monaten nicht mit Joffa zusammengewesen. Es könnte mir auch nicht einfallen mit Joffa zusammen zu sein, ich habe ihr das geradezu in's Gesicht gesagt. — Du bist nicht anständig Joffa, sagte ich, du bist es nicht und du mußt schon entschuldigen, aber es ist das Allerbeste, ich sage es dir auch einmal, sagte ich, — und nein — das könnte mir nicht im Traum einfallen mit Joffa zusammen zu sein, weder mit ihr auf der Straße zu gehen noch sonst wo und auch nicht mit Valeria Erissen, denn die ist sicher noch schlimmer, als die Joffa, sie ist rein öffentlich.“

„Ja — Valeria — die muß alle acht Tage kommen. Sie ist auch im Krankenhaus gewesen — in Jila —.“

„Ist sie dort gewesen — ja das konnte ich mir denken, daß es so mit ihr gehen würde — nein dafür halte ich mich für viel zu gut, um mit solchen zusammenzugehen — sie hatte einmal von mir erzählt, daß ich eingesperrt wäre! — Ja — ja — das war der Valeria ganz recht, da sie sowas von mir gesagt hat. Finden Sie, daß Valeria wenigstens hübsch ausseht?“

„Oh — nein —“

„Auch hat sie so'n gräßlichen Geschmack — und kleidet sich so häßlich — so —“ Sie redete eifrig.

Winter schenkte ein Glas aus der Karaffe ein und legte ihr Mandeln und Rosinen vor.

Es war schön Wein zu bekommen und sie wurde ein wenig muthiger, aber eutsehrlich schläfrig — und sie nahm ein Glas, um wieder munter zu werden.

„Setz dich besser auf den Stuhl, Albertine,“ sagte er.

Er hatte eine Weile geessen und Mandeln geknackt.

Nun sah er von seinem Teller auf.

— Sie war eingeschlafen — der Kopf lag zur Seite, die bleiche Wange gegen den dunkelgrünen Plüsch unter dem warmen Oberlicht von der Hängelampe. Eine große Muskel, die sich anspannte, hob sich kräftig auf der Rundung des Halses ab, und breit und jugendlich hob sich die Brust unter der dichtanschließenden mit Schnur ausgenähten Jerseytaile. — Sie war hintenübergeunken — tief hinein in den weichen dunkelgrünen Plüsch.

Er blieb sitzen und sah sie an.

Gerade und schmal, wie mit einem Lineal gezogen, ging der leuchtende Scheitel mitten über die feine Kopfform durch das dunkle Haar!

„Sie hat wirklich schönes Haar!“

Die Stirnlocke hatte sich ein wenig getheilt — ein Dreieck von der Stirn schimmerte hervor — er erhob sich vorsichtig und theilte es ein wenig mehr.

Unter den Augenbrauen waren tiefe Schatten und aus ihnen rundeten sich die geschlossenen Augenlider hervor, fest geschlossen über das Auge mit einem müden, leidenden Emailleschimmer darüber.

„Lange Wimpern!“

Er setzte sich wieder.

Wo die bleiche, ovale Linie der Wange verschwindend gegen den Hals herabglitt, verlor sich das warme gelbe Licht ohne jede Grenze in den Schatten unterhalb des Ohres und kam dann zum letzten Male wieder auf der vorgezogenen Muskel des Halses vor. Dann stieg der Schatten und verlor sich in unmerklichem Uebergang mit dem grundlosen, dunklen Abgrund im Plüsch.

Er wünschte, daß er ein Maler wäre oder einen Maler hier hätte! — Wie hübsch sie war — eine förmliche Schönheit — ja er konnte ruhig das Wort Schönheit gebrauchen!

„Die Schultern ein wenig zu breit.“

Aber das machte nichts, nach seiner Meinung — und die Hand ein wenig zu groß, aber die Partie über dem Gelenk dennoch sehr fein. Helgesen war ein großer, großer Dummkopf, wenn es wahr war, was er ihm erzählt hatte, daß er sie nicht berührt hatte — ein großer, großer Dummkopf.

* Als Buch erschienen bei Grimm in Budapest.

Er beugte sich vor und sah sie recht genau an. Sollte die Nase ein wenig zu spitz sein — nein — Del-
gefen war ein großer Dummkopf.

„Hübscher als Ulina.“
Er erhob sich vorsichtig und ging hinter die Portiären
in den rötlichen Schimmer hinein und rumorte darin
vorsichtig mit etwas herum.

Er war wieder hereingelommen und setzte sich wieder,
um sie zu betrachten und murrmelte:

„— ein großer Dummkopf.“
Er hatte lange gefessen — zuletzt nahm er eine
Mandel und knackte sie auf. Sie schlug die Augen auf,
sah sich verwundert um und richtete sich schnell und ver-
legen in ihrem Stuhle auf.

„Gott — es ist gewiß spät — nun muß ich gehen,
— entschuldigen Sie — ich war so furchtbar müde, ich
habe heute Nacht nicht geschlafen.“

„Sitz noch ein wenig und nimm zuerst ein Glas
Wein, du siehst so elend aus.“

Ihr wurde von dem Wein sonderbar im Kopf und
zugleich gleichsam freudig. Winther schenkte noch ein
Glas aus der Karaffe ein und fing wieder an Mandeln
zu knacken. Sie trank. — Aber plötzlich wurde ihr bange
— sie konnte leicht dazu kommen etwas zu thun, was
recht verkehrt war und es war ihr, gleich als wenn alles
umgedreht und das Verlehrte richtiger als das Rechte
war — sie erhob sich und bat, ob sie gehen dürfte. Sie
bat, wie man einen Lehrer bittet — und es war etwas
an ihm, gleich als wenn er ein recht strenger Lehrer war.

„Kann ich nun gehen?“ Aber es war ihr, als
wenn sie um etwas Verlehrtes bat, und sie schämte sich
fast es zu thun — und sie wußte, während sie bat, daß
sie die Erlaubniß nicht bekommen würde.

Sie sah seinen kurzgeschneittenen, dunklen Scheitel,
über die Mandeln gebeugt, die kurzen weißen Hände,
weiche die hellrothe Schale vorsichtig ablas.

„Nein,“ sagte er, sey' Dich wieder hin. Es lohnt
nicht, daß Du jetzt gehst, denn dann wirst Du auf-
gegriffen.“ — Er sah nach der Uhr. — „Nein — es
lohnt nicht — es lohnt durchaus nicht — denn dann
könnte geschehen, daß Du arretirt wirst. — Setze Dich
nur wieder.“ — Er nahm die Karaffe und füllte
ihr Glas.

Sie wollte dort nicht bleiben — da würde sie eher
noch vorziehen aufgegriffen zu werden, aber es war wohl
am besten, wenn sie sich zuerst wieder setzte, wie er ge-
boten hatte. Sie setzte sich und trank ein wenig Sherry.

Plötzlich erinnerte sie sich wieder an gestern Abend
— und sie wurde mit einmal so müde, so gräßlich müde,
daran zu denken.

Er legte ihr ein paar Mandellerne hin.
„Iß davon, Albertine — sie sind gut — sehr gut,
sehr gute Mandeln.“ Sie nahm eine — es war, als
wenn sie nicht mehr essen dürfte. „Trinke Sherry!“

Nein, nun wollte sie gehen — nun wollte sie sich
erheben und fragen, ob sie nicht gehen dürfte.

„Kann ich jetzt gehen?“ Sie hatte sich erhoben —
das war ja die reine schwarze Pelzmütze, die er auf dem
Kopf hatte — aber einiges graues Haar dazwischen.

„Seh' Dich,“ sagte er, ohne aufzusehen.

Ja — nein — sie wollte nun gehen, ganz gewiß,
aber sie konnte ja auch noch ein wenig warten, wie er
gesagt hatte, und sie setzte sich wieder hin.

Er knackte Mandeln und sie setzte sich, um die feine,
grüne, weiche Tischdecke mit den rothen Rosen darin und
der gelbbraunen Borte ruzdum anzusehen — es war ihr,
als wenn sie sie bereits sehr genau kannte — was die
wohl kosten mochte? — Nun wollte sie gehen.

„Trink — trinke Sherry — Prosit — trink sage
ich — Du siehst elend aus. Es ist am Besten, Du
gehst dort hinein und ruhst Dich ein wenig auf dem
Bette drinnen aus. Und er zeigte mit einer Wendung
des Kopfes nach den Portiären. Es war dunkel hinter
ihnen mit einem rötlichen Schimmer.

Sie erhob sich langsam — Gott wie müde sie war,
— und so wußt im Kopf. — Sie wunderte sich über sich
selbst, als sie sich auf der Thürschwelle sagen hörte:

„Ja, aber ich lege meine Kleider nicht ab.“
„Ja!“ antwortete er ohne aufzusehen — „es ist am
besten, wenn Du Deine Kleider ablegst. — Ja, das ist
am besten.“

Die Wände waren dunkel und es lag ein rötliches
Halblicht von einer Ampel darüber ausgebreitet. Das
Zimmer war schief — die Wand zur Rechten war viel
kürzer als die zur Linken — das erschien ihr sonderbar.
Das Bett stand an der schrägen Wand gerade gegenüber
der Thür. Sie hatte gut gesehen, daß es so stand und
von Mahagoni war. Sie hörte, daß er sich drinnen er-
hob. Er ließ zuerst die eine, dann die andere Portiäre
nieder. Es blieb ein langer leuchtender Streifen in der
Mitte zurück. Auf dem Boden lag ein großer Teppich.

Sie kleidete sich aus, es war, als wenn es so sein
sollte — und sie legte ihre Strümpfe unter die anderen
Kleider, denn sie erinnerte sich daran, daß Löcher darin
waren.

Sie war gräßlich müde. Wozu er wohl all' die
Flaschen brauchte? Ach, das war gewiß Odelabeng —
sie war zu müde, um hinzugehen und nachzusehen.

Sie stieg in das Bett und legte sich tief hinein —
und wippte wieder empor. Ja so — das war, was man
eine Sprungfedermatratze nennt. So hatte sie niemals
geruht. Es war schön, dort zu liegen, und ihr Haupt
sank nach und nach tiefer in das weiche Kissen — im
Anfang war es, als wenn sie nicht recht dürfte. Gott,

wie grob und gries ihr Hemde gegen all' das feine
Weiße war!

Plötzlich verschwand der hellgelbe Streifen zwischen
den Portiären und es kam jemand hinein. Es kam jemand
und klopfte ihr auf den Kopf und küßte sie auf die Stirn.
Eau du Labrin! Jemand kleidete sich aus — zuerst stieß
ein Stiefel auf den Bodenteppich und kurz darauf ein
zweiter. Sie hörte eine Uhr aufziehen und dann wurde
dieselbe an der Wand über dem Bett aufgehängt.

Sie bekam einen Kuß auf die Stirn, und sie bog den
Kopf hintenüber, um den feinen Duft besser einathmen
zu können — und da bekam sie einen langen Kuß auf
den Mund — und noch einen — und dann noch viele
lange, heiße, glühende hintereinander. Plötzlich wurde ihr
Alles klar und sie kratzte und schlug und biß und schrie.

„Hi, halt's Maul,“ sagte eine heisere Stimme dicht
neben ihrem Ohr. — Es wurde ein Kampf wie auf
Leben und Tod, aber zwei Eisenarme hielten sie fest und
sie schloß die Augen.

Er: Weile darauf drang ein flackernder Schein durch
ihre Augenlider. Ein Streichholz wurde angezündet und
sie sah Winther vor dem Waschbecken stehen mit einer
Stearinkerze daneben. Das Haupt mit dem schwarzen,
kurzgeschorenen Nacken war vornübergebengt. — Gott,
wie sie ihn haßte!

Aus meinem „Bauernspiegel“.

Von Billibald Ragl („Deutsche Worte“).

(12. Fortsetzung.)

Wir wenden nun unsere Aufmerksamkeit den Neu-
erungen des durch die Manier vermittelten Wohlgefallens
oder Mißfallens zu. Vielleicht findet man es für un-
wahrscheinlich, daß thatsächlich innere Gefühlsvorgänge
durch die Manier verursacht werden könnten, vielleicht
meint man, die Manier könne eben nur Worte machen.

Allein dann müßte man einen absoluten und vollstän-
digen Widerspruch zwischen der Rede und dem gleich-
zeitigen Gefühlszustand annehmen, eine Voraussetzung,
die ich nicht bestätigt finde. Allerdings regt sich in den
Bauern gewiß oft ein der Manierrede widersprechendes
Gefühl, aber dieses wird, als ungehöriges und un-
berechtigtes, zurückgehalten und unterdrückt, und die der
Manierrede vorausgehende Geistesarbeit erzeugt nach
Innen zurückwirkend das entsprechende Maniergefühl,
während sie nach Außen gleichzeitig die Rede ausspricht.

So stimmt also Gefühl und Neuerung doch wieder zu-
sammen. Diese Maniergefühle, speziell die des Wohl-
gefallens, werden sich um so leichter einstellen, als die
natürlichen Gefühle des Wohlgefallens größtentheils ver-
schwiegen und dadurch allgemach erdödet werden, so daß
eine gewisse Unbestimmtheit, eine gewisse Leere sich ein-
stellt, welche man dann, gelegentlich der manierhaften
Wohlgefallensäußerungen, durch die diesen entsprechenden
Gefühlsakte auszufüllen strebt. Diese erworbene Fähig-
keit zu Maniergefühlen wird bei verschiedenen Individuen
verschieden sein, größer bei älteren Leuten, geringer bei
jüngeren; die einzelnen manierhaften Gefühlsvorgänge
selbst werden ebenfalls bei den Arbeitern tiefer gehen als
bei den Jungen, die erst 10—15 Jahre im bäuerlichen
Manier- und Moralsystem leben, weben und sind. —

Dies sei vorausgeschickt, dem Leser zur Gewißheit, daß
wir es im Folgenden thatsächlich mit „Neuerungen“,
d. i. mit der sprachlichen oder sprachähnlichen äußeren
Wiedergabe wirklich vorhandener innerer Vorgänge
zu thun haben. Dabei leugnen wir indes nicht, daß
einzelne Personen in ihren Manierreden auch bloße
Heuchelei und Verstellung ausüben. So lange aber nur
ein leiser Gefühlsakt der Manierrede entspricht, dürfen
wir — trotz eventuell gleichzeitigem und entgegengesetztem
natürlichen Gefühl — immer noch von einer wirklichen
„Gefühlsäußerung“ sprechen.

Die Neuerungen manierhaften Wohlgefallens werden
nur in gewisser, meist stereotyper (feststehender)
Form, nur bei gewissen Gelegenheiten oder nur
über gewisse Objekte gethan. Form, Gelegenheiten
und Objekte sind durch das bäuerliche Maniersystem fixirt.
Das Wohlgefallen an sich, ohne sonstigen Zweck, wird
auch in der Manier nur selten und in sehr mäßigen
Ausdrücken geäußert. Der Zweck kann religiöse Er-
bauung sein, die man Gott, den Engeln, den Heiligen,
den Geistlichen oder der eigenen Seele zum ewigen Heile
thut; oder aber, man will durch eine Neuerung des
Manier-Wohlgefallens einem anderen Menschen eine Ge-
fälligkeits erwiesen in Lob oder Dank. Besprechen wir
hier einstweilen nur das manierhafte Lob, den manier-
haften Dank.

Ein Bauernpaar — Mann und Weib — gehen am
Pflingstmontag auf Besuch zu ihren Gevatterleuten, die
in einem 2—3. Stunden entlegenen Dorfe ansässig sind.
Sagen wir, die Gäste heißen Döbler und ihre Gevatter-
leute, welche den Besuch erhalten, heißen Windbacher.

„Da schaut's, da schaut's, der Döbler — die Döblerin“
so schallt es beim Eintreten der Gäste, „ja, das ist ja
gar was Seltsams! G'halt auf, g'halt auf, Döbler,
seid's ja auf keinem fremden Ort! Seyt's enk her da
gleich auf die Lehnbank, — wir sein just mit dem
Mittagmahl fertig geworden, hm.“ Damit ist ein Nach-
mittag inszenirt, der ausschließlich im gesellschaftlichsten
Kulte der Manier zugebracht wird. Da muß es ein-
mal Lob regnen. Die Windbacherin ruft zum Fenster
hinaus: „Wo sein denn die G'sindl (Kinder)? Sepperl,
Hanni, kemmt's einer (herein)!“ Die Kinder kommen
verdukt herein. „Sein ja so viel nurnutzig, ganzen Tag
gassenhauen möchten s', ich muß mich oft so viel harben

mit dö G'sindl. — Na, so geht's doch handpatschen dem
Göb und der Godl!“ Nun kommen die Gäste zu Worte.

„Ja, die sind ja gar als wie brav,“ sagt gedehnt
der Döbler, und die Döblerin fügt hinzu: „Da muß
man ihnen ja gleich ein Kipferl geben einem jeden,
weil's gar so brav sein.“ Die Mutter wettet d'run-
ter: „Seid's nit so ungschickt, thut's den Finger aus
dem Maul! — wenn's nur nicht gar so dumm wär'n!“

„Aber nein,“ beschwichtigt wieder der Döbler, „sie
sein ja ohnedem als wie... als wie... als wie —“

und heftet, in Ermanglung eines passenden Wortes, den
wohlwollendsten, vielsagendsten Blick auf die sprachlos
dahinsehenden Gäscher. Die Hauswirthin macht sich, schein-
bar unbemerkt von den Gästen, in der Küche zu schaffen,
und bald bringt sie frischen Kaffee und ein „Schöberl“.

Dazu bringt der Windbacher einen Krug Aepfelmost aus
dem Keller, oder Wein, wenn er solchen baut. Da
brechen die Gäste in fast unwillige Ausbrüche des Stan-
nens aus über diese große „Aufwartung“. „Wie haben
Euch nie was Gescheidtes fürzustellen, wenn Ihr zu uns
kommt; und Ihr macht so viel Umständ' da mit uns!“

Bissen für Bissen lassen sie sich nun nöthigen, „ehren“,
aber sie zahlen die Ehre auch Bissen für Bissen mit den
schönsten Lobeserhebungen bar zurück. „Ich weiß nicht,“
sagt die Döblerin, „ich kann halt nicht so gut um-
gehen mit Schmalzjachen; ich nähmet eh' (ohnehin)
Eier genug und das bessere Mehl, es wird halt nicht
so gut.“ Mit solchen Worten setzt sich die Döblerin
selbst herunter, damit die Hausfrau desto höher steige.

— direkt sagt man auch in der Manier einem Er-
wachsenen das Lob nicht gern in's Gesicht. „Na freilich“,
ironisirt die Geschmeichelte, „weil auch weiter so viel
d'ran ist?“ „Wohl wohl,“ bestätigt die andere, „hab'
mein Lebtag noch nie kein so gutes Schöberl
geessen.“ Und so geht es fort. Mittlerweile ist die
„Aufwartung“ verzehrt — bis auf einen gewissen Rest,
welcher der gastlichen Wirthin besagen soll, sie habe
reichlich aufgetragen.

Nun geht es an die Besichtigung der Wirthschaft.
Jetzt ist das Lob an ihm, dem Döbler. Der Herr
des Hauses begleitet ihn als Cicerone. Im Keller halten
sich die beiden etwas länger auf, — dort fängt der
Döbler erst an, beredt und feiner nun folgenden Auf-
gabe gewachsen zu werden, während er sich bisher ziemlich
passiv und schweigmäßig verhalten. „Sackerlot,“ sagt er
kostend, „von diesem Faßl, der ist schon jaksich geistig,
steigt einem beim ersten Schluck ordentlich in'n Kopf“

— „und der ist noch besser wie der frühere“ —
„nein, aber so, wie der jetzt ist, haben's bei uns
drüben nirgends einen!“ Und so lobt der Döbler
jezt weiter, den Keller hindurch hinauf in die Scheune,
in den Stall, in die Getreidekammer u. s. w. Ja, er
sagt dem Windbacher wohl gar direkt: „Du mußt
Dich halt dennoch in allen Dingen viel besser zu
lenten (orientiren) wissen, wie ich.“

Nicht nur ein Besuch, — überhaupt schon ein nä-
heres Zusammentreffen mit Leuten aus fremden Häusern
ist ein Anlaß zum Manierlob, wenn man diesen Leuten
nicht allzu nahe steht oder vielleicht gar von Neid gegen
sie erfüllt ist. Es wird daher ein Bauer oder Bauern-
sohn viel mehr Lob und Anerkennung hören zu Beginn
eines Unternehmens, wo der Erfolg noch zweifelhaft ist,
als später, wenn das Unternehmen schon allen Anscheine
nach gelingen wird. Hauptanlässe zum Manierlob
sind aber Hochzeiten und Kindstaufen und ähnliche
Festlichkeiten, bei denen Diejenigen, welche die wesentlichen
Kosten einer solchen Festlichkeit zu tragen haben, be-
sonders reichlich mit Lob bedacht werden. Freilich redet
man dann hinter ihrem Rücken oft das Gegentheil, weil
ein Extrem, wo es besonders zugespitzt wird, notwendig
sich durch das andere Extrem ergänzt.

Die Form des Manierlobes ist in obigen Beispielen
schon einigermaßen angedeutet. Die meisten Lobes-
äußerungen sind nur Formeln, — und der auf dem
Lande besser versirte Leser wird gewiß manche von den
oben angeführten bereits kennen. Die Ausdrücke sind
nicht sehr reich an Abwechslung, besonders ist ein Ein-
gehen ins Detail des zu lobenden Gegenstandes eine
Seltenheit, weil es einige Mühe für das Denkvermögen
ist, wenn man die Details erstens hervorheben, dann
außerdem noch über jedes derselben ein Urtheil, und
zwar ein günstiges, fällen soll. Der Bauer ist gar nicht
originell in seinen Beobachtungen und Ausdrücken. Doch
kommt's wohl auch öfter zur (bloßen) Nennung der
Details, — die freudezeigende Miene und Stimme hat
dabei als jenes „günstige Urtheil“ zu gelten. Sachen
und Einrichtungen lobt man rückhaltlos mit den
höchsten Ausdrücken, welche die allerdings beschränkte
Auswahl jener stereotypen Phrasen zur Verfügung stellt.

Personen lobt man, wie erwähnt, auch in der Manier
selten in's Gesicht, und nie, ohne durch eingeschaltetes
„dennoch“, „wögn dem“ (trotzdem), „halt doch“ u. s. w.
ein scheinbares inneres Widerstreben mit unterlaufen zu
lassen. „Du mußt Dich halt dennoch in allen Dingen
viel besser zu lenten wissen, wie ich.“ Ich sage absicht-
lich „ein scheinbares Widerstreben“, denn das „dennoch“
wird nur künstlich eingefügt, als ob man durch den
äußeren Thatbestand sogar wider Willen zur Anerkennung
gezwungen wäre.

Objekt des Manierlobes kann bei den erwähnten
Anlässen Alles sein, was nicht manierwidrig ist, gleich-
giltig, ob es positiv Lob verdient oder nicht. Es giebt
aber auch Objekte, welche durch die Manier so geheiligt
sind, daß sie regelmäßig, auch ohne jeden manier-
mäßigen Anlaß, gelobt werden, so oft auf sie die Rede

kommt. Freilich sind dies meist religiöse Dinge, oder Tugenden, welche die Bauernreligion empfiehlt u. s. w. So wird Jeder leicht Anerkennung finden, der sich als „Zufriedenen“ bethätigt, d. h., der es den andern in nichts zuworthut, der seine Wirtschaft, seine Haushaltung, Wohnung, Ernährungsweise u. s. w. auf demselben kläglichen Standpunkt belässt, wie die andern; diese „Zufriedenheit“ ist ja eine hochgehaltene Bauerntugend. „Das ist ein zufriedener Mensch, der Niemand was in den Weg legt,“ dies sagt man über einen Solchen bei jeder Gelegenheit, wo man auf ihn zu sprechen kommt, — allerdings ihm nicht ins Gesicht, denn das würde die Reservoirtheil nicht erlauben. — Auch die Predigt ist ein Gegenstand, der manierlich immer zu loben ist.

Nach dem Lobe haben wir noch über die manierhaften Aeußerungen des Dankes zu reden. Das rein förmliche Danken hat in den Städten viel mehr eingeriffen als auf den Dörfern. „Danke“, sogar „Danke sehr“ sagt mancher Kommiss oder Zahlkellner hundert-, ja oft tausendmal des Tages, ohne dabei wirklichen Dank zu fühlen. Aber der Städter sagt es auch zu seinem besten Freunde, zu seinem vertrautesten Kameraden, und gerade hierbei gewinnt das „ich danke“ wieder an Natürlichkeit, an Gefühl, freilich nur im Verhältnis zu der Größe der vorhergehenden Leistung; dies ist aber ja das Richtige. Bei unsren Bauern ist dies anders. Gerade unter denjenigen Personen, die sich am nächsten stehen, z. B. in der Familie, hört man kein Wort des Dankes, selbst wenn wirklich ein triftiger, ein überwältigender Grund vorhanden wäre: Da bleibt der Bauer stumm und fühlt dabei auch die innerliche Dankesverpflichtung unangenehm, die sich natürlicher Weise ihm aufdrängt. Nur die Kinder werden in manchen Häusern dazu abgerichtet, „gott's Gott“ zu sagen nach dem Essen. Dagegen bedankt man sich Fremden gegenüber um so eifriger. Man bedankt sich oft übermäßig, wenn man zur Erntezeit an fremden Brunnen einen Krug Wasser geschöpft hat; man bedankt sich für einen Rechen, den man eine halbe Stunde zu leihen genommen; kurz, man bedankt sich für jede Kleinigkeit. „Danke Dir Gott fleißi fleißi, jetzt hab' ich mich recht derlegt (erquid) bei Euerem (Euerem) Brunn!“ Diese Worte werden mit einer solchen Emphase des Saitones gesprochen, daß sie noch dreimal mehr zu besagen scheinen, als sie ihrer eigentlichen Bedeutung nach ohnehin schon besagen. Und das ist eben das Eigenthümliche der Bauernmanier, daß sie gerade Fremden gegenüber und bei geringen Anlässen in jene Formeln ein außerordentliches Gefühl hineinzulegen sich abmühen, während der Städter im gleichen Falle Formeln eben als Formeln giebt und annimmt, ohne seinen Gefühlen dabei Gewalt anzuthun.

Am leichtesten gelingt es dem Bauer, ein wirkliches Gefühl an den Manierdank zu knüpfen, wenn der Anlaß des letzteren eine empfangene materielle Wohlthat, etwa ein geschenkter Gaben- oder Nabenjamen und dgl., war; auch für einen ärztlichen Rath bedankt er sich bei dem alten Weibe oder dem Winkeldoktor, der solchen erteilt, mit aufrichtigerem Gefühle. Aber fast ganz hohl und reine Manierbethätigung ist so ein Dank, wenn er für einen rein geistigen Dienst erfolgt. Nicht, als würde der Bauer niemals das Bedürfnis nach einer Belehrung u. s. w. fühlen: Diese erscheint ihm nur unstofflich und irreell, daß er nicht recht einseht, warum er für dieses „Nichts“ danken soll, welches dem Andern gar nichts kostet. „Ich dank schön für die Auskunst“ — dabei rückt Bauerlein in der Stadt sein Hütlein so verlegen, weil es auch überdies nicht recht verstanden hat, — ein lächerlicher Moment für Denjenigen, der das Bauerngemüth kennt.

Die sprachliche Form, in der sich der Dank ausdrückt, ist natürlich noch eine weit eintönigere, als beim Lob. Eine freie Wiedergabe des Dankes, ohne Gebrauch der Dankformeln, fällt den Durchschnittsbauern zu schwer. Es wird kaum Jemand sagen: „Lieber Nachbar, Du hast mir Deine Ochsen vorgepannt, — ich sehe ein und fühle, daß Du mir dadurch einen unbezahlbaren Dienst erwiesen hast. Ich wäre sonst bei der steilen Strahlenwendung mit meinem Scheiterwagen unsehbar über den Abhang gestürzt!“ Der Gerettete wird nur sagen: „Danke Dir Gott fleißi fleißi für die Vorpann, — bin wohl recht froh“; ob er aber die Bedeutung der überstandenen Gefahr und des Dienstes würdigt, darüber wird er den Nachbar im Zweifel lassen, was die herzliche Gegenseitigkeit immerhin in etwas stören muß.

Glossen zu Richter's „Zerlehren“*)

I

Herr Richter und die Arbeit. Freisinnige Geschichtsauffassung. Der Reichthum der Arbeiter.

J. T. Eugen Richter ist ein großer Held. Er ist nicht wählertisch in seinen Angriffen, wo ihm Gelegenheit

*) In der vorigen Nummer beschäftigten wir uns mit dem Rechenexempel des Herrn Richter; was unsere, am Anfang jenes Artikels beiläufig angelegte Gegenrechnung betrifft, sei hier noch ausdrücklich bemerkt, daß die Durchschnittsfamilie, wie wir uns nachträglich überzeugten, aus weniger als 5 Köpfen besteht, daß also im Durchschnitt auf die Familie weniger als 1470 W. — das war die auf eine fünfköpfige Familie entfallende Summe — kommen würde. Wir erwähnen dies nur, um Herrn Richter die Möglichkeit zu nehmen, nach dieser Richtung hin auszuweichen, falls er überhaupt noch zu antworten gedenkt. — Der oben abgedruckte Aufsatz, dem ein Schlussartikel folgt, greift aus dem Schwarm Richter'scher Fehlsprüche da und dort etwas Charakteristisches heraus und trägt mancherlei zur Ergänzung des Gesamtbildes dieses neuesten Ritters von Geist und Sozialistenbücherei bei. D. Red.

zum Einhaufen gegeben wird, da hant er zu, nur schade, daß er in seiner wilden Wuth oft sein Ziel verfehlt und der Hieb ihm den eigenen Arm verrenkt. Aber er ist auch zarter Empfindungen fähig, wie schön kleidet ihm nicht das weiße, einfache Gewand der verfolgten Unschuld, das er jüngstens angelegt.

Obleich während der Zeit des Sozialistengesetzes fast kein Tag verging, an dem die „Freisinnige Zeitung“, das Organ des edlen Helden der freisinnigen Partei, die Sozialdemokratie nicht angegriffen hätte, erklärte Herr Richter frank und kurz vor Erlöschen des Sozialistengesetzes: Jetzt ist die Zeit gekommen, da ich die Sozialdemokratie vernichten werde. Früher schmachtete sie unter den Banden des Ausnahmegesetzes, da durfte man sie nicht angreifen, weil sie sich nicht hätte vertheidigen können — o dieses dreimal reinen Mannes! — jetzt sei das Sozialistengesetz gefallen und nun keine Schonung mehr — fort mit ihr. Und was geschieht? In der „Freisinnigen Zeitung“ erscheinen nach dem Erlöschen des Sozialistengesetzes eine Reihe von Artikeln, die die „Zerlehren der Sozialdemokratie“ zum Inhalt haben. Und da diese Artikel ihrem Verfasser und seinen Gesinnungsgenossen außerordentlich gefallen, überarbeitet er sie und läßt sie in einer Brochüre erscheinen.

Dem armen Verfasser der Artikel ist es nicht gut ergangen und er erzählt uns mit der Miene der gekränkten Unschuld, daß die sozialdemokratischen Zeitungen ihn mit allerhand süßen Ehrentiteln begabten, wie „Narr, krasser Ignorant, Petrefakt, Museum für Antiquitäten“ u. s. w. Herr Richter aber weiß sich zu helfen, er sagt nämlich, daß diese Worte nicht nur die Hilflosigkeit, nein „die jämmerliche Hilflosigkeit“ der Sozialdemokratie beweisen.

Nachdem die „Tribüne“ in der vorigen Nummer das Richter'sche Hauptargument — die Armuth bei sozialistischer Organisation — vermittelte, ist es vielleicht, um weitere Belege unserer „jämmerlichen Hilflosigkeit“ Herrn Richter gegenüber zu erbringen, nicht unangebracht, einen kleinen Spaziergang durch die übrigen Pfade des großen Zerlehrgartens anzutreten und da und dort eine der schönsten Früchte zu bewundern — nur im Vorübergehen.

Der gestrenge Richter der Sozialdemokratie räumt quäbigen Sinnes ein, daß Arbeit die Quelle des Reichthums ist, genau das, was die Sozialdemokratie in ihrem Programm behauptet, setzt aber hinzu: „Nicht jede Arbeit schafft Reichthum und nicht die Arbeit allein bedingt die Produktivität.“ Und wohin zielt diese erläuternde Anmerkung? Natürlich auf das Unternehmertum. Sie behaupten nämlich, daß es Sache des Unternehmers sei, die Arbeit nach dem Gebrauchsbedürfnisse des Publikums einzurichten, und scheitern uns dabei unter, wir verschwiegen diese Thatsache, weil wir den Unternehmerr Gewinn als Ausbeutung darstellen. Wir sollen gar die Thoren sein, die meinen, die Arbeit als Reichthum erzeugende Kraft könne einer planmäßigen Leitung entbehren. Sicher nicht. In dem von Ihnen angeführten Satze unseres Programms heißt es ja doch klar und deutlich, „allgemein nützliche Arbeit ist nur durch die Gesellschaft möglich, da haben Sie die offene Anerkennung, daß es einer Organisation der Produktion bedarf, um sie allgemein nützlich zu machen. Wir leugnen durchaus nicht, daß „falsch geleitete“ Arbeit große Verluste schafft. Im Gegentheil, wir weisen ja täglich darauf hin, daß unsere kapitalistische Produktionsweise, die diese Leitung der Arbeit einzelnen Unternehmern zuweist, eine vernunftwidrige ist, weil diese einzelnen Unternehmer die ganze Produktion zu überschauen garnicht im Stande sind, weil die einzelnen Unternehmer derselben Industrie sich hemmend und störend begegnen. Nur wenn die Produktion von einem Unternehmer, in diesem Falle von der Gesellschaft geleitet wird, dann ist Gewähr gegeben, daß die Arbeit richtig geleitet, richtig organisiert wird und keine Verluste entstehen. Sie sehen, Herr Richter, Ihr Hieb ist abgeprallt, Sie wollten hinterwärts die absolute Nothwendigkeit der Privatwirtschaft und des Privatunternehmertums beweisen, diese Nothwendigkeit in die Diskussion hineinschmuggeln und haben nur bewiesen, daß die Sozialdemokratie Recht hat, wenn sie behauptet, durch falsch geleitete Arbeit können ungeheure Verluste entstehen.

Die Erläuterung des zweiten Theiles Ihrer oben genannten Behauptung ist noch besser. Nicht die Arbeit allein ist die Quelle alles Reichthums, nein, „es sind auch von Wirksamkeit die Naturkräfte und Arbeitsmittel, wie Werkzeuge, Maschinen, Rohstoffe, Hilfsstoffe und Vorräthe für den Unterhalt des Arbeiters.“ Aber die Naturkräfte müssen doch von uns angewandt werden, wodurch? Doch wieder durch jene Arbeit, welche alle Werthe erzeugt. Und dann die Hilfsmittel wieder Produkte sind, durch Arbeit erzeugt? Und die Vorräthe, die die Arbeiter brauchen bis zur Herstellung neuer Produkte, sind doch auch wieder nichts als durch Arbeit erzeugte Werthe. —

Schon im nächsten Satz geht Herr Richter zur Erklärung des Kapitals über und wieder im nächsten sagt er, daß die Behauptung: „In der heutigen Gesellschaft sind die Arbeitsmittel Monopol der Kapitalistenklasse“ unwahr sei. Sie sind ein Tausendfacher, Herr Richter, wahrhaft bewundernswürdig ist es, wie schnell Sie große Probleme entscheidender Geschichtsperioden beurtheilen. Nun, wenn Sie auch Lassalle und

Marx in der Richtigkeit nicht über sind, in der Fügigkeit sind Sie, ein ächter Unkel Präfig, ihnen gewiß über.

Also die heutige Gesellschaft scheidet sich nicht in eine „Kapitalistenklasse“ und eine „Arbeiterklasse“ Und warum nicht? Weil es wenig Arbeiter giebt, die nicht auch Arbeitsmittel besäßen.

Die Näherin, die eine Nähmaschine besitzt, der Tischler, der einen Hobel sein eigen nennt, der Schriftsteller, der mit eigenem Papier, mit eigenem Federhalter arbeitet, sie sind nach Richters Wort alle vollgiltige Kapitalisten. — Und Klassenkämpfe? Unsinn, fast alle Glieder der Gesellschaft sind ja Kapitalisten. Haben Sie also entgegengesetzte, materielle Interessen? Nein. Reiche mir die Hand, Bruder Kapitalist, wir haben so lange gekämpft, aber jetzt wollen wir uns versöhnen. Eugen Richter hats gesagt.

„Allerdings bestehen Unterschiede in dem Umfang des Besitzes von Arbeitsmitteln oder Kapital.“

Also wirklich? Aber giebt es eine Abhängigkeit der minder großen Kapitalisten von den großen? Durchaus nicht. „Die Abhängigkeit ist eine wechselseitige“. Der ganze unsere Zeit fällende Kampf der besitzlosen Klassen gegen die besitzenden ist mit einem Schlage ausgelöscht, der soziale Kampf unserer Zeit, der der Inhalt unserer Geschichte ist, dieser Kampf sinkt bei Herrn Eugen Richter zu einer Zänkerei herab, die zwei Brüder einmal aus böser Laune aufführen, bei dem bald der eine, bald der andere gewinnt. Das heißt freisinnige Geschichtsauffassung.

Und diese Auffassung ist es auch, die Herrn Richter dazu treibt, den wunderbaren Satz niederzuschreiben (S. 8): „Wenn aber die sozialdemokratische Weltordnung überhaupt möglich und besser wäre als die heutige, so mühte man geradezu fordern, daß sie mit einem Schlage ins Leben trete. Denn das allmähliche Uebergangsverhältniß wäre gerade das allerwerdlichste.“

Wissen Sie, Herr Richter, so klein Sie in Ihrer Geschichtsauffassung sind, so gigantisch sind Sie in Ihren Forderungen. Daß Sie glauben, die Sozialdemokratie wolle eine neue Weltordnung einführen, ist ja für uns sehr schmeichelhaft; wir wären schon zufrieden, wenn sich die Gesellschaftsordnung der Kulturländer auf der Erde ändert, die Wüste Sahara und noch manches andere gute Stück Erde lassen wir vorläufig bescheidenlich bei Seite, man muß nicht zuviel verlangen. Sie indessen — das blanke Nichts auf den Knien — fordern von uns Armen außerdem, daß diese Aenderung mit einem Schlage geschehe. Ebenso können Sie verlangen, daß ein Embryo von vier Monaten zur Welt käme. Vielleicht wissen Sie, daß die zu früh geborenen Kinder sterben. Jedes neue Wesen will reifen, und wenn der Embryo neun Monate alt ist, dann sprengt er seine Hülle und kommt zur Welt. Die Abschaffung der Kunstorganisation in Frankreich dauerte 175 Jahre. In den états généraux von 1614 wurde bereits der erste Antrag gestellt und erst in der Nacht vom 4. bis zum 5. August 1789 wurde dekretirt, die Kunstorganisationen überall aufzuheben. Also, Herr Richter, Ihren gigantischen Forderungen, bedauern wir, voraussichtlich nicht entsprechen zu können, meinen indess, daß wir auch, ohne ihnen zu entsprechen, ans Ziel gelangen werden. —

Sehen wir unseren Spaziergang fort. Auf S. 13 sagen Sie: „Die Gehilfen, Tagelöhner und Lohnarbeiter sind zu einem großen Theile im Besitz von Sparkassenguthaben und sonstigen Werthpapieren.“ In Preußen kamen durchschnittlich auf die Sparkasseneinlage 1886 552 Mark, das ist auf den Kopf der Gesamtbevölkerung 86,50 Mark.

Herr Richter, Sie scheinen mir ein sehr gutmüthiger Mensch zu sein. Sie denken, da es nun doch eine ganze Menge von preussischen Bürgern giebt, die kein Sparkassenbuch besitzen, so berechne man zum Trost derselben, wieviel von den gesammten Sparkasseneinlagen auf den Kopf der Gesamtbevölkerung entfällt. — Wie reich sich jetzt alle Armen und Aermsten vorfinden werden! Aber Ihre Gutmüthigkeit wird übertrumpft von der Sicherheit, mit der Sie Behauptungen aufstellen. In der „Zeitschrift des Kgl. Preuß. Stat. Bureau“*) findet sich folgender Satz:

„Was den Zuwachs der größeren Konten betrifft, so ist es unter Kundigen ziemlich ausgemachte Thatsache, daß hier in den letzten Jahren bei dem Zugange an Sparkassenbüchern zahlreiche wohlhabende Personen und Korporationen beteiligt sind; ebenso sind es zweifellos häufig gerade diese Bücher, welche eine bedeutende Zunahme des Einlagebestandes der Kasse bewirken.“

Nun, und wie groß ist der Antheil der größeren Konten, sagen wir der Konten von 300 Mark und darüber? Dr. Bruno Schönlank berechnet ihn**) auf 88,38 pCt. Halten Sie es selbst bei allem freisinnigen Optimismus für möglich, daß Arbeiter mit einem Einkommen von 600, 700 Mark jährlich ein Sparkassenbuch, lautend auf 300 Mark und darüber, besitzen, Arbeiter, deren Erzielen unsicher ist, die in jedem Jahre Pausen haben, in denen die mühsam gemachten Ersparnisse sofort aufgezehrt werden? Schönlank geht in seiner Arbeit mit Recht viel weiter, er behauptet***), daß das durch-

*) 20. Jahrgang 1889, I. Halbjahr.

**) Neue Zeit, Stuttgart 1880, Siebenter Jahrgang, S. 409.

***) S. 404.

schnittliche Guthaben der kleinen Spärer 30 Mark wäre, daß nur die unterste Kontenklasse bis 60 Mark als Besitztum von Arbeitern zu rechnen wäre. Dann aber gehörte Arbeitern im Jahre 1886 nur 1,61 pCt. des gesammten Sparkassenguthabens an. Und Sie, Herr Richter, behaupten rund und klar: „Der bei weitem größte Theil der Sparkasseneinlagen gehörte einfachen Arbeitern. Milliarden von Ersparnissen sind bei Vorschußvereinen, Volksbanken, Konsumvereinen oder in Staats- und Kommunalpapieren und selbst in Aktien angelegt.“ — Und bei allen diesen großen Milliardenvermögen und bei all' den Zinsen, welche von den Arbeitern nach Eugen Richter bezogen werden müssen, haben doch 8 261 810, mit ihren Angehörigen 22 227 983, Personen ein Einkommen unter 900 Mark jährlich.

Sie sind ein grandioser Rechenkünstler, Herr Richter, auf S. 13 berechnen Sie das Vermögen der Arbeiter nach Milliarden, und auf S. 15 stellen Sie das Gesamteinkommen aller Bürger des preussischen Staates so niedrig dar, als es Ihnen nur immerhin möglich ist. Je nachdem es gilt, den Arbeiter mit der heutigen Gesellschaft auszuöhnen oder ihn von der sozialistischen abzuschrecken, machen Sie Sonnenschein und Regen, lassen lodende Reichthümer entstehen und verschwinden, Herr Richter.

Die Koch'sche Heilmethode.

ab. Acht Tage sind verflossen, seit Robert Koch seine Untersuchungen „über ein Heilmittel gegen Tuberkulose“ in der „Deutschen Medizinischen Wochenschrift“ veröffentlicht hat. Koch gehen die Wogen der Erregung, welche sich der gesammten zivilisirten Welt bemächtigt hat, so hoch, daß es unmöglich ist, aus den überschwänglichen Berichten, von denen die medizinischen Zeitschriften ebenso wie die Tagesblätter erfüllt sind, mit fähler Ruhe und unbefangener Blicke das thatsächlich Feststehende herauszufondern und die ganze Tragweite dieser großartigen Entdeckung für die Entwicklung der Medizin sowie für die Geschiede der Menschheit ihrem vollen Umfange nach richtig zu würdigen. Soviel scheint jedenfalls festzustellen, daß es dem großen Berliner Gelehrten gelungen ist, eine Substanz darzustellen, welche, in den Körper des gesunden Menschen eingeführt, so gut wie wirkungslos ist, während dieselbe tuberkulöses Gewebe — mag dies nun in den Lungen, den Knochen, dem Kehlkopf oder in der Haut des Menschen befindlich sein — in aller kürzester Zeit vernichtet; die nicht tuberkulösen erkrankten Organe desselben Individuums verändern sich unter dem Einflusse des Mittels nicht im geringsten. Diese scheinbar zauberhafte Wirkung ist für den, welcher die Entwicklung der medizinischen Wissenschaft in den letzten Jahren genauer verfolgt hat, keineswegs so räthselhaft, als es auf den ersten Blick scheint; und wir wollen daher unsern Lesern, um ihnen nicht nur die Wirkungsweise des seiner Zusammensetzung nach noch unbekanntes Koch'schen Mittels, sondern auch die ganze Ideenrichtung, von der die Untersuchungen dieses Forschers geleitet wurden, klar zu machen, in kurzen Grundzügen auseinandersetzen, zu welcher Auffassung des Wesens und der Ursachen der Krankheiten, insbesondere der sogenannten Infektionskrankheiten, die moderne Medizin in der allerneuesten Zeit gelangt ist.

Man weiß seit etwa 10 bis 15 Jahren, daß ein großer Theil aller Krankheiten, namentlich alle die wichtigsten und verheerendsten Seuchen, welche das Menschengeschlecht bedrohen — Pocken, Cholera, Typhus, Diphtheritis, Schwindsucht (Tuberkulose), Syphilis, Masern, Scharlach und viele andere — durch mikroskopisch kleine Pilze, Bazillen oder Bakterien, verursacht werden, welche durch die Haut, den Darmkanal oder die Lungen in den menschlichen Körper gelangen. Für gewöhnlich ist der Körper geschützt: auf der Haut durch die fest zusammenhängende Decke der verhornten Oberhaut, im Darm und in den Lungen, auf deren Schleimhaut beständig zahlreiche Bakterien als mehr oder weniger willkommene Scharlager leben, durch besondere Zellen, welche die etwa eindringenden Bakterien verschlingen, aufzressen und so unschädlich machen. Kommt nun ein giftiger Bazillus etwa durch eine Hautwunde in unser Blut, oder sind durch irgend einen besonderen Umstand — sagen wir Erkältung, Ueberanstrengung, Entkräftung, Schreck — die an den inneren Schleimhäuten postirten Zellen nicht im Stande, die Eindringlinge unschädlich zu machen, so entwickelt sich ein sehr eigenthümlicher Kampf zwischen dem Menschen und den Pilzen, ein Kampf, in welchem dem Menschen zwei Waffen zu Gebote stehen, erstens die bakterientödtende Kraft, welche seine Säfte entwickeln, und zweitens die Fähigkeit, an der Stelle, wo die Bakterien sich ansammeln, Zellen aus den Blutgefäßen heranzutreten zu lassen, welche die Bakterien fressen und dadurch vernichten. Aber auch die Bakterien haben eine mächtige Waffe, das ist ihre Fähigkeit, diese fressenden Zellen zu lähmen, unschädlich zu machen, ihren Austritt aus den Blutgefäßen zu hindern.

Die bakterientödtende Kraft der menschlichen Körperäfte ist nun für die verschiedenen Bakterien sehr verschieden. Ist sie sehr groß, so können sich die Bakterien gar nicht entwickeln, der Mensch ist kein „geeigneter Nährboden“ für sie, es entsteht keine Krankheit. Ist die bakterientödtende Kraft der Körperäfte gering, so entwickeln sich die Bakterien schnell und es kann in wenigen Stunden zum Tode kommen (Blutvergiftung). Dazwischen

gibt es nun verschiedene Grade der bakterientödtenden Kraft, welche bedingen, daß zwar einige der Eindringlinge zu Grunde gehen, während inzwischen die übrigen sich die umgebende Körperäfte nach ihren Bedürfnissen umformen, soweit bis eine Entwicklung der Bakterien an dieser Stelle möglich ist. Mit dieser Entwicklung hat die Krankheit ihren Anfang genommen. Von diesem Augenblick an vermehren sich die Bakterien und sondern allerhand für den Körper giftige Stoffe ab, welche Entzündung, Fieber u. erzeugen und welche der Körper durch die Nieren auszuschleiden, in der Leber, im Blut und in den Körpergeweben zu verbrennen sucht. Nun kommt alles darauf an, wer von beiden Segnern stärker ist, der Mensch, welcher seine Zellen aus den Blutgefäßen scheidet, um die Bakterien zu fressen, oder die Bakterien, welche Stoffe absondern, um diesen Vorgang zu verhüten.

Ist die Krankheit gutartig, so gewinnen die Körperzellen die Oberhand, in anderen Fällen unterliegen sie, und der Mensch würde unzweifelhaft zu Grunde gehen, wenn nicht glücklicherweise in dem Maße wie die Bakterien und ihre Gifte sich vermehren, auch die Fähigkeit der menschlichen Körperäfte, die Bakterien zu tödten, zunahme.

Die Bakterien bereiten sich auf diese Weise selbst ihr Grab: die Stoffe, die sie absondern, ändern die chemische Zusammensetzung der Körperzellen so, daß die von denselben absonderten Säfte ein immer mehr und mehr für Bakterien ungeeigneter Nährboden werden, d. h. die bakterientödtende Kraft der Körperäfte wird mit jedem Krankheitsstage größer. Von nun ab beginnt die Krankheit abzunehmen; die Bakterien können sich nicht mehr so enorm vermehren, ihre giftigen Absonderungen verringern sich und der Körper gelangt nun auch wieder in den Besitz seiner ihm inzwischen abhanden gekommenen Waffe: seine „Fresszellen“ (Phagoeyten) können wieder in Wirksamkeit treten und die Krankheit beenden.

Nun kommt aber noch eine sehr eigenthümliche Erscheinung: nach beendeter Krankheit bleibt dem Körper meist die während derselben erlangte bakterientödtende Kraft seiner Körperäfte erhalten, und wenn später einmal derselbe Bazillus denselben Menschen „anfällt“, so kann sich die Krankheit überhaupt nicht entwickeln, der Mensch ist, wie man sagt, gegen eine zweite derartige Krankheit auf lange Zeit „immun“, d. i. geschützt. So erklärt es sich, daß, mit wenig Ausnahmen, der Mensch nur einmal von den Pocken, Masern, Scharlach, Syphilis u. befallen werden kann; auf gleiche Weise erklärt sich die sogenannte Schutzimpfung, wie sie z. B. bei den Pocken vorgenommen wird.

Diese höchst phantastisch erscheinenden Vorstellungen sind nun aber nicht, wie man vermuthen könnte, reine Phantasiegebilde, sondern sind begründet auf eine große Zahl zum Theil sehr feinsinniger Experimente, welche deutsche, französische, italienische und russische Forscher, besonders in den letzten 3 Jahren angestellt haben. Versuche, welche, um nur eins anzuführen, auch dargethan haben, daß die Immunität, d. h. der Schutz gegen eine Infektionskrankheit erzielt werden kann, nicht nur durch das vorausgegangene Ueberstehen der gleichen Krankheit, sondern daß es genügt, einem Thiere die Säfte einzuspritzen, welche eine Sorte Bacillen abgefordert hat, um dasselbe für längere oder längere Zeit immun gegen diese eine Art Bacillen zu machen.

Und so scheint denn auch das Koch'sche Mittel gegen die Tuberkulose ein von den Tuberkelbazillen selbst bereiteter Saft, in irgend einer besonderen Weise modifizirt oder „abgeschwächt“, zu sein, der, in den menschlichen Körper gebracht, an den Stellen, wo sich schon tuberkulöses Gewebe befindet, eine heftige entzündliche Reaktion und das Austrreten zahlreicher Fresszellen veranlaßt, welche in kurzer Zeit das oft jahrelang bestehende tuberkulöse Gewebe zur schnellen eitrigen Schmelzung und Vernichtung bringen. Wir werden, nachdem Koch die Zusammensetzung seines Mittels veröffentlicht hat, unsern Lesern noch eine genauere Aufklärung über dessen Wirkungsweise geben; für heute wollen wir nur noch einige Fragen allgemeineren Inhalts, welche sich an die Koch'sche Entdeckung knüpfen, mit wenigen Worten berühren.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß nicht nur die theoretische, sondern auch die ausübende praktische Medizin durch die Aufschlüsse, welche uns die moderne Wissenschaft und ihr jüngstes und glänzendstes Ergebnis, die Koch'sche Heilmethode giebt, binnen wenigen Jahren von Grund aus umgestaltet sein wird. Nicht mehr in den Mörtern und Krufen der Apotheker wird man Stoffe zusammenbrauen und ihre Wirkung an den Körpern kranker Menschen ausprobiren; in bakteriologischen Laboratorien wird man in Reagenzgläsern und Thierkörpern die Bacillen solche Stoffe bereiten lassen, welche den in den menschlichen Organismus eingedrungenen Bazillen den Garaus machen; auf der sicheren Basis des Thierexperimentes wird man Schritt für Schritt weiter gehen und das Menschengeschlecht von einer Seuche nach der andern befreien.

Kein Zufall ist es, daß alle diese Versuche, auf welche die moderne Medizin so stolz ist, in staatlichen Instituten und mit staatlichen Mitteln angestellt sind: nur der Staat, die organisirte Gesellschaft, kann ein solches Interesse an der Erforschung und Vernichtung der Krankheiten hegen und dasselbe durch die erforderlichen großen Geldmittel bethätigen.

Es ist nur eine natürliche Entwicklung der Dinge, wenn, wie es heißt, die deutsche Reichsregierung beabsichtigt, ein großes bakteriologisches Institut zu gründen, um daselbst nicht nur die Ursachen der Krankheiten erforschen zu lassen, sondern auch das Mittel zu deren Heilung ausfindig zu machen. Zu solchen Ausgaben werden die Arbeiter leichter zu haben sein, als für Krupp'sche Kanonen, Panzerschiffe und rauchloses Pulver, zumal wenn — was bei weiterer Fortentwicklung ja unausbleiblich — die Abgabe der Heilstoffe von Staatswegen unentgeltlich an Jedermann erfolgen wird. Wie lange noch wird es dauern, und die Apotheken, welche so manchen schönen Arbeitergroßen für oft unbrauchbare, nicht selten gar schädliche Arzneien eingetauscht haben, werden von der Bildfläche verschwunden sein, und auch die Herren Doktoren, welche heute gezwungen sind, in schändem Privatinteresse ihre Patienten oft unter den ungünstigsten hygienischen Bedingungen, ohne jede Aussicht auf Erfolg, zu behandeln, werden dann als uninteressirte Diener der Gesellschaft in den großen staatlichen Heilanstalten allen Leidenden ihre Hilfe angedeihen lassen. Nicht im Jahre 2000, sondern wahrscheinlich schon vor 1900 wird dieses Zukunftsbild wenigstens in Erfüllung gegangen sein. Das ist's ja, was unsern Glauben so stark, unsern Hoffen so freudig, unsere Ueberzeugung so fest macht: jeder Schritt, den die Wissenschaft vorwärts thut in das Reich des bisher noch Unerforschten, führt uns sichtlich unserm Ziele näher; sie ist unser mächtiger Bundesgenosse, mag sie auf nationalökonomischem Gebiete die Gehege der menschlichen Gesellschaft ergründen, in der Naturwissenschaft die Ergründungen der Physik und Chemie für die Technik verwerthen oder als Heilwissenschaft sich in den Dienst der leidenden Menschheit stellen. Und nur in ihrem Zeichen werden wir siegen!

Der Sozialismus im deutschen Heere.

Vor einiger Zeit brachte ein amerikanisches Bourgeoisblatt, die „Ill. Staatsz.“ einen Artikel über die Ausbreitung des Sozialismus im deutschen Heere. Sie sprach sich selbst Muth zu und meinte, „so schlimm wie viele Blätter es machen, sei die Sache doch nicht.“ Der Artikel schloß mit den Worten:

„Die drei Jahre bei der Fahne heilen sie von allen sozialdemokratischen Ideen, falls sie bei ihrer Einkeilung etwa solche hegten, und so wird es auch wohl noch lange Zeit im deutschen Heere bleiben, mögen sich die Umstürzler auch noch so große Nähe geben, Fühlung mit demselben zu gewinnen.“

Dem Blatte wird darauf von berufener Seite, d. h. von Jemand, der es praktisch mitgemacht hat, folgendermaßen ein Licht aufgesteckt und zwar in der „Ill. Staatsz.“ selbst.

Nach diesem Schluffe, schreibt der Einsender, Emil Dierenfeldt, ehemals Obergefreiter im Fuß-Artillerie-Regiment Nr. 11, scheint ihr Berichterstatter auch nicht viel Fühlung mit dem deutschen Heere, wenigstens soweit es die Gemeinen betrifft, zu haben, und erlaube ich mir, Ihnen in Folgendem meine während meiner Dienstzeit im preussischen Heere von 1886—1888 darüber gewonnenen Ansichten mitzutheilen.

Diese gipfeln darin, daß die Armee mit ihrer jetzigen Behandlung der Soldaten eine Pflanzstätte der Sozialdemokratie genannt werden könnte. Denn, wie richtig gesagt, der größte Theil der Rekruten kommt ohne eine Ahnung von Sozialdemokratie zum Militär, und recht wenig Sozialdemokraten sind darunter, aber wenige der entlassenen Reservisten gehen nach Hause, ohne mit den Lehren der Sozialdemokratie etwas bekannt geworden zu sein.

Von der Behandlung der Soldaten brachten Sie in Ihrer geschätzten Zeitung ja schon manche Probe, und so will ich keine Fälle anführen, obgleich ich im Stande wäre, Ihnen Namen und Daten von Vorkommnissen zu geben, die man als Verbrechen bezeichnen müßte, und nur bemerken, daß ja Schlagen mit Seitengewehr, Stößen, Anlaufknüppeln, Stoßen mit dem Kolben, das Kneifen beim Turnen an der Tagesordnung sind.

Die von ihrem Berichterstatter angeführten Reize der Kameradschaftlichkeit befehlen für Viele auch leider nur in Korporalschaftsprüfeln, d. h. Jemand, der nach Ansicht des Korporalschaftsführers etwas begangen hat, wird von seinen Kameraden unter Befehl oder auch Mithilfe des Unteroffiziers durchgeprügelt.

Wenn dann die Soldaten so gemißhandelt, abgehetzt, übermädet, mißmuthig und in Verzweiflung ins Quartier kommen, dann stellt sich freilich kein Sozialdemokrat auf den Tisch und redet über Menschenrechte (wie Ihr Herr Berichterstatter anzunehmen scheint), aber im Stillen wird geflüstert, und jedes Wort, jede Silbe fällt dann auf den denkbar fruchtbarsten Boden, und der dumme Landrekrut (welcher ich als Hinterpommer auch war), der vordem sich bei den Namen Bebel, Liebknecht u. s. w. bekreuzte, kommt dann doch oft zu der Einsicht, daß diese Leute doch wohl ein Bißchen Recht haben; und eine kleine Nachhilfe und Anregung im Zivilleben, und ein fester Sozialdemokrat ist fertig.

Und darum immer weiter auf der beschrittenen Bahn im deutschen Heere; je schlechter die Soldaten behandelt werden, desto sicherer mehrt sich die Sozialdemokratie, wie ja die Wahlen zeigten und auch ferner zeigen werden. —